DEUTSCHE ILLUSTRIERTE

50 Pfennig

STUTTGART, 25. APRIL 1953 · NR. 17
ERSCHEINT AN JEDEM DIENSTAG NEU!

Narriman soll Filmstar werden

Orson Welles hat Filmpläne in Ägypten (Seite 11)



War Oberst Lindbergh Spion in Deutschland?

Enthüllungen über „Görings Freund" (Seite 2 u. 3)

Lindbergh: Spion

Göring öffnete seinem „amerikanischen Freund" die Türen zur Luftfahrt-Forschung. „Saturday Evening Post"

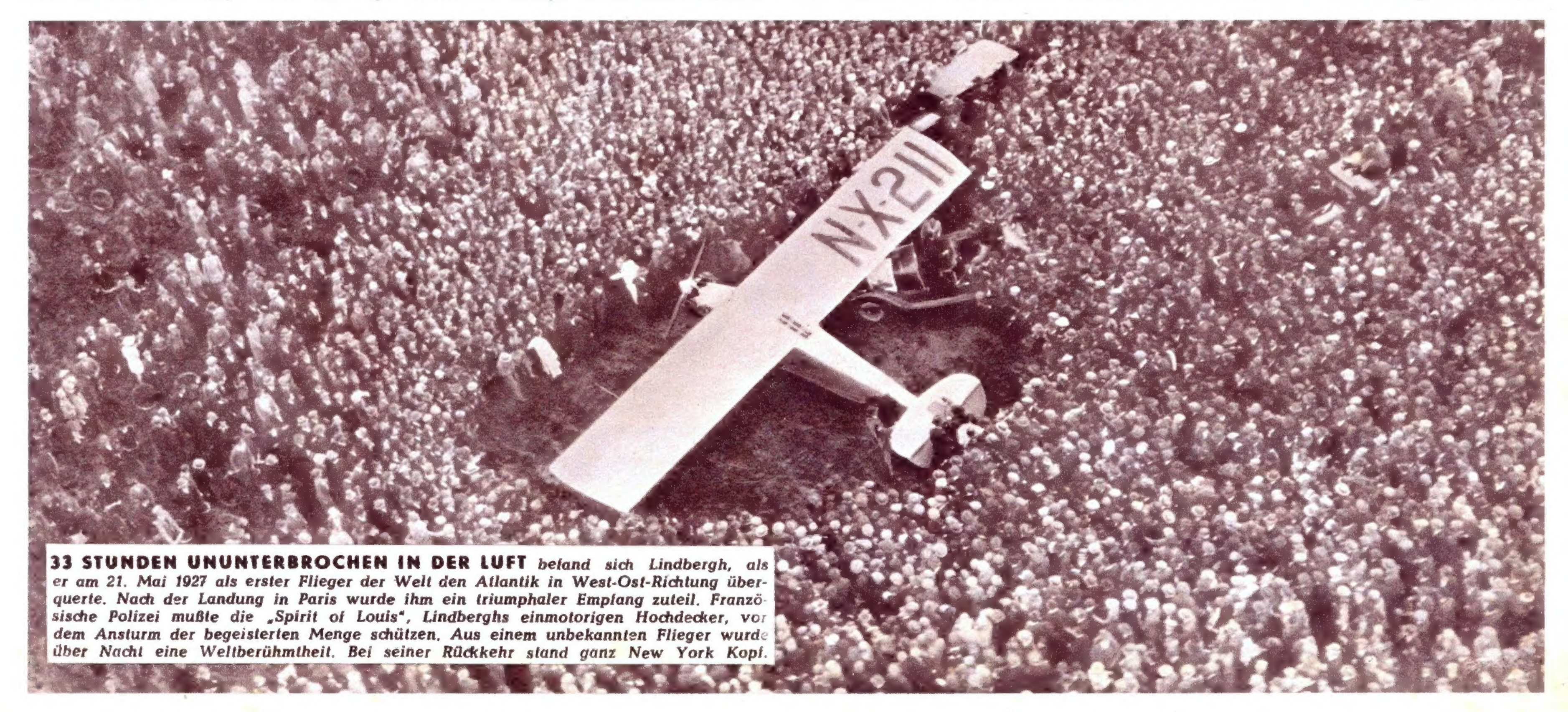


IN GEHEIMER MISSION *so berichteten die Zeitungen, besuchte Charles A. Lindbergh im Herbst 1949 zum zweiten Male Deutschland. Auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr traf er sich mit dem General John K. Cannon (rechts), der damals die amerikanische Luftwaffe in Europa befehligte. Über Lindberghs Mission in Europa wurde nichts bekannt.*

Als Freund des deutschen Volkes und insbesondere der nationalsozialistischen Machthaber Jahre hindurch von seinen Landsleuten diffamiert, erscheint der berühmte amerikanische Ozeanflieger Oberst Charles A. Lindbergh plötzlich in einem ganz anderen Licht. Die angesehene „Saturday Evening Post" lüftet in einem Artikel aus der Feder Lauren D. Lymans den Schleier von einem Geheimauftrag, den Lindbergh in Deutschland erfüllte. Die Sicherheitsschlösser an den Türen der deutschen Luftfahrtforschungsanstalten und Flugzeugkonstruktionsbüros öffneten sich im Jahre 1936 wie durch einen Zauberschlag vor Charles A. Lindbergh. Hermann Göring hatte seinen „amerikanischen Freund" auf Vorschlag des US-Militärattachés in Berlin, Major Truman Smith, nach Deutschland eingeladen. Großzügig und leichtsinnig gewährte der deutsche Luftfahrtminister dem kühnen Ozeanflieger, der am 21. Mai 1927 seinen einmotorigen Hochdecker „Spirit of St. Louis" als erster Pilot der Welt im Nonstopflug von New York nach Paris steuerte, umfassenden Einblick in die sonst so sorgfältig gehüteten Geheimnisse der deutschen Fliegerei. Lindbergh, zur Zwischengeneration des durch Ernst Gläser in die Literatur eingezogenen Jahrgangs 02 gehörend, war aber nicht nur ein brillanter Flieger, sondern ein ebenso tüchtiger Luftfahrtingenieur. Seine glänzend geschulte Beobachtungsgabe ließ ihn die Fortschritte und Planungen der deutschen Flugzeugindustrie genau erkennen. Er berichtete darüber nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten dem damaligen Luftwaffenchef General Arnold. Daraufhin schickte ihn dieser auf eine Inspektionsreise durch alle amerikanischen Flugzeugfabriken, wo Lindbergh seine deutschen Erfahrungen intensiv auswertete. Schweigend nahm er den Vorwurf eines „Nazi-Kumpans" auf sich, wohl in dem Bewußtsein, seinem Vaterland einen Dienst erwiesen zu haben, für den es keine äußeren Ehren gibt. Die Tatsache aber, daß Charles A. Lindbergh als „Spion" in Deutschland war, dürfte nicht weniger sensationell sein wie seine Ozeanüberquerung und die persönliche Tragik der Entführung seines Sohnes, die beide zu ihrer Zeit die Schlagzeilen der Weltpresse füllten.



VON ERSCHÜTTERNDER TRAGIK *ist das persönliche Schicksal der Familie Lindbergh. Am 1. März 1932 wurde ihr Söhnchen (Bild) von Kidnappern entführt und erst Tage später ermordet aufgefunden. Monatelang fahndete der FBI nach den Mördern und konnte schließlich einen Gangster deutscher Abstammung namens Hauptmann verhaften. Die Gerichtsverhandlung wurde wie seinerzeit die Entführung zu einer Weltsensation. Trotz hartnäckigen Leugnens wurde der mutmaßliche Mörder auf Grund eines Indizienbeweises zum Tode verurteilt und endete auf dem elektrischen Stuhl.* Fotos: UP (2), Assopress (5).



33 STUNDEN UNUNTERBROCHEN IN DER LUFT *befand sich Lindbergh, als er am 21. Mai 1927 als erster Flieger der Welt den Atlantik in West-Ost-Richtung überquerte. Nach der Landung in Paris wurde ihm ein triumphaler Empfang zuteil. Französische Polizei mußte die „Spirit of Louis", Lindberghs einmotorigen Hochdecker, vor dem Ansturm der begeisterten Menge schützen. Aus einem unbekannten Flieger wurde über Nacht eine Weltberühmtheit. Bei seiner Rückkehr stand ganz New York Kopf.*

in Deutschland?

enthüllt die Mission des US-Obersten



IM GROSSEN GESELLSCHAFTSANZUG der deutschen *Luftwaffe begrüßte Staatssekretär und Fliegergeneral Erhard Milch (rechts, heute in Landsberg arretiert) auf der Jahrestagung der Lilienthalgesellschaft am 11. Oktober 1936 in München den gefeierten amerikanischen Gast, von dem die Deutschen nie annahmen, daß er mit einem militärischen Sonderauftrag aus den Vereinigten Staaten gekommen war.*

BEIM RICHTHOFEN-JAGDGESCHWADER *auf dem Döberitzer Flugplatz nahe Berlin ließ sich Lindbergh von Kommodore Major Massow (mit dem Rücken zur Kamera) über die taktische Einsatzplanung der deutschen Jagdfliegerei unterrichten. Was sonst streng geheimgehalten wurde, Oberst Charles A. Lindbergh erfuhr es im Vorbeigehen!*



AUCH DIE BRAUNE PROMINENZ *drängte sich, einen speech mit dem kühnen Ozeanflieger zu haben. Der „Stellvertreter des Führers", Rudolf Heß (links), selbst Jagdflieger aus Weltkrieg I, empfing den „guten Freund" seines Parteigenossen Göring in der Wilhelmstr.*



FLIEGERKAMERADSCHAFT *wurde in dem Gespräch spürbar, das Lindbergh mit dem greisen Zeppelinpionier Dr. Hugo Eckener (2. v. r.) führte. Für Stunden fühlte er sich von seinem Geheimauftrag befreit, denn Zeppeline interessierten die USA nicht.*

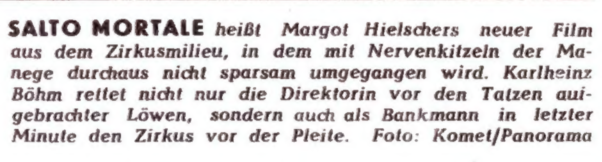




EIN KARIERTES HEMD *gewann Bundespräsident Heuss bei einer Tombola im Bundeshaus. Beim Kauf der Lose, deren Ertrag der „Deutschen Hilfe 1953" zufließt, assistierten die Schweizer Kabarettistin Elsie Attenhofer (links) und Madame Kumlin, Gattin des Schwedischen Botschafters in Bonn.*

Deutsche Jllustrierte WOCHENSCHAU

EIN EXOTISCHES ORDENSKREUZ *verlieh der Sultan von Marokko im Thronsaal seines Palastes dem Chef der Atlantik-Streitkräfte, General Ridgway, als Anerkennung für die bisher ins Land geflossenen Dollarmillionen, mit denen die Amerikaner Marokko zur Luftflotten-Basis ausbauten.*



SALTO MORTALE *heißt Margot Hielschers neuer Film aus dem Zirkusmilieu, in dem mit Nervenkitzeln der Manege durchaus nicht sparsam umgegangen wird. Karlheinz Böhm rettet nicht nur die Direktorin vor den Tatzen aufgebrachter Löwen, sondern auch als Bankmann in letzter Minute den Zirkus vor der Pleite. Foto: Komet/Panorama*



KAISERLICHE HOHEITEN, *Prinz Louis Ferdinand, Chef des Hauses Hohenzollern, und seine Gattin Prinzessin Kyra empfingen in Bremen den letzten Überlebenden des ersten Ost-West-Atlantikflugs, den irischen Oberst J. C. Fitzmaurice, der vor 25 Jahren mit den deutschen Piloten von Hühnefeld und Köhl im Eindecker „Bremen" nach Neufundland flog.*



VOR DEM BILD SEINER LIEBEN *ließ sich der neugebackene Ritter der Ehrenlegion „Don Camillo" und „Damenfriseur" Fernandel in würdiger Pose porträtieren. Die hohe Auszeichnung, die ihm als größtem Komiker seiner Zeit zuteil wurde, trägt er bescheiden als schmales Bändchen im Knopfloch.*



ECKE BERLINER STRASSE *in Teheran wechselte das Haus Nr. 35 seinen Besitzer: Die kaiserlich iranische Regierung gab das Gebäude der ehemaligen deutschen Gesandtschaft, das seit Kriegsende von der diplomatischen Vertretung der USA benutzt wurde, der Bundesregierung im Zuge der Rückerstattung des deutschen Vermögens in Persien zurück. In Kürze wird die Bundesflagge als Beweis der Freundschaft beider Völker über der „Kiabana Berlin" wehen. Fotos: Associated Press (4), Pitt Severin (1), Paris Match (1)*



IN BEREITSCHAFT *stehen lange Reihen von Krankenwagen in Munsan, Korea, um die von den Roten gefangenen Verwundeten der Alliierten aufzunehmen, die nach den neuesten Waffenstillstandsverhandlungen im Austausch ausgeliefert werden sollen.*



Wiedersehen in Belgrad

Tito kommt in Belgrad an. Auf dem Bahnsteig in Zagreb: Die Spitzen der jugoslawischen Regierung und seine Frau (rechts). Der Staatschef hat die Attentatsversuche sowjetischer Agenten vor seiner Abreise zum Staatsbesuch in England und die turbulenten Tage in London glücklich überstanden. Er springt strahlend aus dem Wagen und fällt seiner Frau um den Hals. Ohne die offiziellen Vertreter zu beachten. Tito war zum erstenmal längere Zeit von seiner Frau getrennt.

Die Herrin von Yakimour und ihr AGA KHAN

Wenn die Begum

Nach Erzählungen ihrer besten Freundin, Contessa Pavoncelli, und von Menschen aus nächster Nähe des Prinzenpaares

Verwundert bleiben die kunstverständigen Mitglieder der römischen Gesellschaft im Herbst 1926 vor den Litfaßsäulen der „Ewigen Stadt" stehen. Große Plakate kündigen eine Ausstellung der Bildhauerin Hasha an. Die Abbildung einer altindischen Skulptur als zentraler Blickfang des Plakates lockt und verwirrt den Beschauer.

Beim Espresso unter der milden Herbstsonne im Garten der Villa Borghese wird das Ereignis besprochen.

„Hasha nähert sich in ihrem Schaffen immer mehr ihren großen indischen Vorbildern", erklärt ein junger Kunsthistoriker. „Erst kürzlich sprach ich auf Capri mit Rabindranath Tagore über sie. Auch er kennt — wie wir alle — Hasha nicht persönlich. Aber er ist begeistert von ihrem außerordentlichen Einfühlungsvermögen in das Mysterium der indischen Seele."

Die Begum zieht sich immer mehr in sich selbst zurück. Nur selten noch huscht ein verlorenes Lächeln über das einst so schöne Antlitz. Immer stärker zeigen sich auf ihm die Spuren frühen Alterns. Wie von einem dunklen Zwang getrieben hämmert und formt Theresa Tag und Nacht in ihrem Atelier in der Villa Terpsichore in Nizza. Sie ist längst nicht mehr die strahlende Erscheinung von einst. Vergessen sind die Tage und Stunden an der Seite des Prinzen Aga Khan, als sie Mittelpunkt jeder Gesellschaft in London und Paris, Deauville und Biarritz war.

Ihre Umgebung leidet unter ihrer nervösen Reizbarkeit.

Der Prinz kommt nur noch zu Stippvisiten in sein Haus. Im Hotel Ruhl hat er sich ein großes Appartement gemietet.

„Es ist mir zu zeitraubend", schmunzelt er, wenn Freunde ihn nach den Gründen dieses Entschlusses fragen, „jeden Abend die zehn Kilometer nach Terpsichore hinauszufahren. Lieber ziehe ich mich gleich im Hotel zum Dinner um."

Der wahre Grund liegt tiefer. Das Ehepaar hat sich nichts mehr zu sagen. Aga Khan wird von seiner unerschöpflichen Vitalität nun schon im dritten Jahrzehnt von Kurort zu Kurort, von Turfplatz zu Turfplatz getrieben. Theresa aber verblüht langsam zwischen ihren Marmorblöcken und Tonklumpen.

Nachts um zwei im „Ritz"

„Ich möchte wieder einmal ein paar Wochen in Oberitalien ausspannen", äußert sie zu vertrauten Freunden. „So matt und abgekämpft wie jetzt habe ich mich noch nie gefühlt."

Aber die Gemahlin des Aga Khan kann sich den Repräsentationspflichten der Begum nicht entziehen. Zumal dem Prinzen mit seiner robusten Gesundheit das Verständnis für ihr Ruhebedürfnis abgeht.

„Müde, Theresa?" lacht er. „Den Herbst auf unserem Landgut in Nord-Piemont verbringen? Ich bitte dich, Liebste! In drei Wochen beginnt in Paris die Wintersaison. Da dürfen wir einfach nicht fehlen!"

MIT GRAUEM ZYLINDER *und Feldstecher ist Prinz Ali Khan häufiger Gast auf den großen Rennplätzen von Longchamps, Auteuil und Epsom. Natürlich fehlte er auch nicht beim „Prix Arc de Triomphe", wo zunächst das Pferd Boussac (r.) am Start die Spitze des Feldes übernahm.*

Überall auf der Welt gibt es schöne Mädchen, die mit Glücksgütern nicht gesegnet sind. Sie alle hegen in einem geheimen Winkel ihres Herzens den Wunsch, eines Tages von einem märchenhaft reichen Traumprinzen geheiratet und damit aller Not ledig zu werden. Wenigen nur ist dieses Glück beschieden. Die schöne Französin Yvette Labrousse erlebt die Erfüllung dieses Traumes am 9. Oktober 1944 in einem Dorf am Genfer See, wo sie Aga Khan, dem lebenden Gott der Ismaeliten, ihr Ja-Wort gibt. Als Begum nimmt sie anderthalb Jahre später in Bombay am diamantenen Herrscherjubiläum des Prinzen teil. Fünfzehn Millionen DM spenden die begeisterten Gläubigen ihrem religiösen Oberhaupt. Auf der Rückreise nach Europa erinnert sich Aga Khan an seine erste Fahrt ins Abendland: Es war 1898. Der junge Prinz, der bis dahin im elterlichen Palast einem intensiven Studium oblag, wird nun vom Zauber des fin de siècle in London, Paris und der Riviera bestrickt. Er beschließt, in Europa zu bleiben. Nach einem Studienaufenthalt in Amerika nimmt er in Nizza Wohnung. Während eines Gastspiels der Mailänder Scala in Monte Carlo verliebt er sich in die Tänzerin Theresa Magliano. Er macht sie zu seiner Gemahlin und damit zur Begum. Das junge Paar feiert überall gesellschaftliche Triumphe. Theresa tritt unter dem Pseudonym Hasha als erfolgreiche Bildhauerin altindischer Skulpturen an die Öffentlichkeit. Doch das Glück des Prinzenpaares wird im Laufe der Jahre brüchig. Im Herbst 1926 nähert es sich seinem Ende.

Und er schleppt die stille, blasse Frau mitten hinein in den lärmenden Trubel der Seinestadt . . .

Eines Nachts gegen ½2 Uhr kommt Aga Khan von einem Herrenabend des französischen Jockeyclubs zurück. Er ist Ehrenmitglied dieser einmalig exklusiven Vereinigung und genießt dort auf Grund seines „Pferdeverstandes" hohes Ansehen.

Überrascht blickt der Prinz auf, als ihn in der Halle des „Ritz" der Hoteldirektor anspricht.

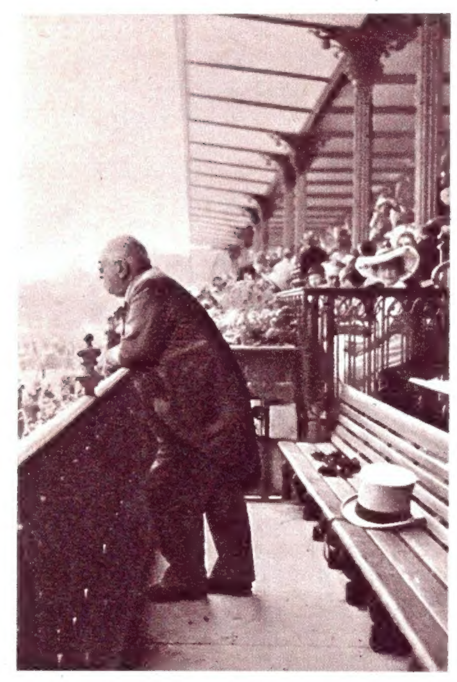
„Nanu, mein Lieber, so spät noch auf den Beinen? Sie werden doch wohl nicht unsolid?"

Aga Khan hat den Zylinder leicht aus der Stirn geschoben und stützt sich auf den Spazierstock mit der massiv-silbernen Krücke. Das weißgefütterte Frackcape ist ihm von der linken Schulter geglitten und wird von einem diensteifrigen Boy abgenommen.

„Hoheit wollen die Belästigung gütigst verzeihen", dienert der Hoteldirektor, „aber leider . . ." Er zuckt hilflos mit den



lächelt



EIN EINSAMER EHRENPLATZ *steht Aga Khan als Mitglied des exklusiven französischen Jockeyclubs bei allen großen Pferderennen zur Verfügung. Von hier aus verfolgt der Prinz die Siege seines Rennstalls.*



ALS PARADE GROSSER TOILETTEN *betrachten die Damen der Rennstallbesitzer und Turffans die rennsportlichen Ereignisse der Saison. Auch die Begum macht davon keine Ausnahme. Ihre hochgewachsene, üppige Gestalt überragt häufig den Kreis ihrer Gesprächspartnerinnen. Die Eleganz ihrer Garderobe erregt allgemeines Aufsehen. F.: St. Richter, UP*

Schultern und ringt nach Worten. — „Nur heraus mit der Sprache, Monsieur le directeur!" fordert ihn der Prinz auf und unterdrückt ein Gähnen. Zuviel Champagner, denkt er bei sich, der macht mich immer so müde!

„Hoheit, ein Unglück mit der Begum", stottert jetzt der Hotelmanager. „Wir sind untröstlich. Die Ärzte sind noch bei ihrer Hoheit im Zimmer!"

Das wohlwollende Lächeln gefriert auf Aga Khans Antlitz. Ein eisiger Schreck durchzuckt ihn.

Theresa? Was ist mit Theresa?

So schnell es der massige Körper gestattet, eilt er dem Lift zu . . .

Lebensgefährliche Operation

Der grauhaarige Professor schiebt die Brille über die Stirn, als ihn Aga Khan nach flüchtiger Begrüßung um sein Urteil bittet.

„Ich rate dringend zur sofortigen Operation, Hoheit. Wahrscheinlich hat die Begum einen Ileus, einen Darmschluß!"

Der Prinz wendet den Kopf zu dem breiten Louis-Quatorze-Bett hin, über dem nur der Schein einer abgeblendeten Nachttischlampe liegt. Grau und verfallen, mit hohlen Wangen und schmalen bläulichen Lippen ruht Theresa zwischen den Kissen. Sie hat die Augen geschlossen. Ist sie überhaupt noch bei Bewußtsein?

Zwanzig Minuten später wird die Begum vorsichtig auf eine Bahre gehoben und zu dem vor dem Portal wartenden Sanitätswagen getragen. Der Professor hat telefonisch alle Anweisungen an seine Klinik gegeben, um die Operation sofort nach Eintreffen der Kranken durchführen zu können.

Nach vier, fünf Tagen zeigt sich im Befinden Theresas eine unbestreitbare Besserung. Sie lächelt glücklich, wenn der Prinz und ihr Sohn Ali ans Krankenbett treten.

Ali, inzwischen zum smarten Eton-Boy herangewachsen, ist am Tage nach der Operation aus England in Paris eingetroffen. Erschüttert hat er den Bericht des Vaters vernommen.

„Das Leben deiner Mutter hing an einem Faden, mein Junge", erklärt ihm

Fortsetzung auf Seite 26



DER SIEG NUCCIOS *mit dem Zwergjockey Poincelet war die Sensation des „Arc de Triomphe"-Rennens. Nach dem Rennen führt die Begum das siegreiche Pferd Aga Khans an den Tribünen vorbei.*

Mensch und Tier verdursten in Brasilien

Hier kann nur Gott

Wie ein biblischer Fluch lastet seit vier Monaten flirrende, sengende Hitze über Nordbrasilien. Die „Grüne Hölle" hat sich in steriles, verdorrtes Ödland verwandelt, Mensch und Vieh warten entkräftet und abgemagert auf den Regen, der sonst im Herbst, der jetzt auf der südlichen Halbkugel unserer Erde herrscht, im Übermaß niedergeht. Doch dieses Mal blieb er aus. Aus acht brasilianischen Bundesstaaten, die als Kornkammer von üppiger, tropischer Fruchtbarkeit gelten, wurde ein Inferno der Dürre. Die Regierung steht der Naturkatastrophe hilflos gegenüber, die endlosen Weiten lassen jede Maßnahme zum buchstäblichen Tropfen auf den heißen Stein werden. Selbst Evakuierungsversuche scheitern: die Bevölkerung, meist Mischblut-Siedler, krallt sich verzweifelt im Heimatboden fest. Mit letzter Hoffnung verharren die Bauern im Gebet um das lebenspendende Naß. Fotos: SAP



EINE MILLION QUADRATKILOMETER sind von der Dürre heimgesucht worden: ein Gebiet, das in seiner Flächenausdehnung halb Westeuropa entspricht. 300 000 Menschen haben unter der Naturkatastrophe zu leiden.

DEM ERSCHÖPFUNGSTOD NAHE ist der Siedler, den ins Dürregebiet gereiste Reporter auf seinem Acker zusammengebrochen fanden. Seit Monaten fiel kein Regentropfen, doch in zäher Verbissenheit hofft die Bevölkerung Tag für Tag auf die Gnade des Himmels.



ZU GERIPPEN ABGEMAGERT steht stumpfsinnig und verzweifelt brüllend das Vieh — über 1 Million Rinder — auf den Weiden des Dürregebietes. Das Gras versengte und wurde zu Häcksel getrampelt, selbst die sonst saftigen Kandelaber-Kakteen sind vertrocknet.

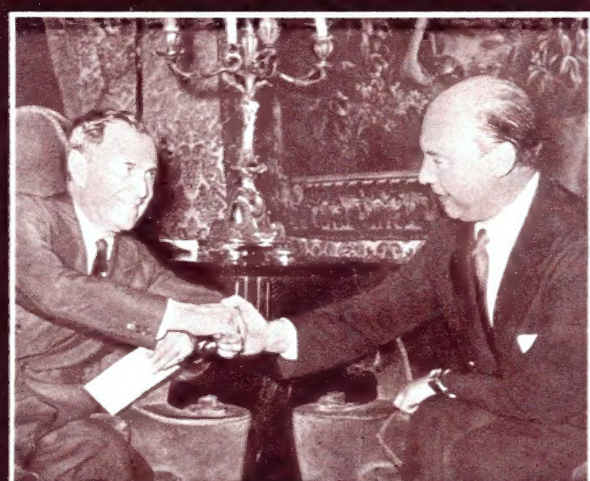


STEINHART GEBRANNT und von handbreiten Rissen durchzogen ist der einst fruchtbare Ackerboden, auf den Tag um Tag die unbarmherzige Tropensonne glutheiß niederbrennt. Flüsse trockneten aus, Brunnen versiegten, die Saat starb ab und alles Grün verdorrte. ▶

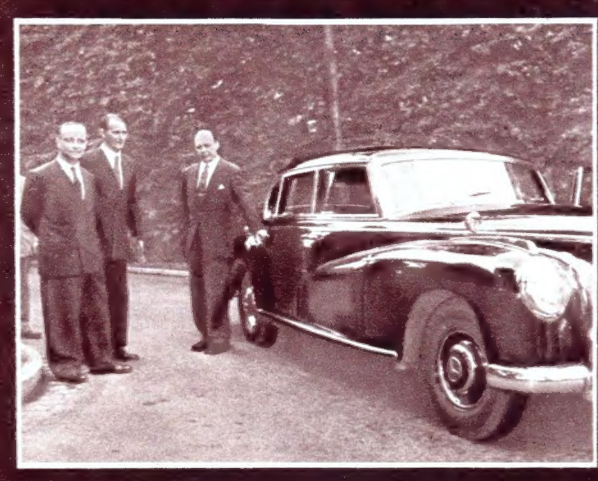
helfen



TATENLOS UND APATHISCH stehen die Einwohner von Campina Grande um die Wasserwagen, die die Regierung zur Trinkwasserversorgung eingesetzt hat. Jede Person erhält nur eine kleine Menge für den allernötigsten Bedarf. Da Waschwasser fehlt, ist ständig große Seuchengefahr. Die Hilfsmaßnahmen sind durch die gewaltigen Entfernungen sehr behindert, die Zahl der Hilfsflugzeuge ist so gering, daß nur die Brennpunkte des Katastrophengebietes aus der Luft versorgt werden können. In weiten Gegenden herrscht drückende Hungersnot.

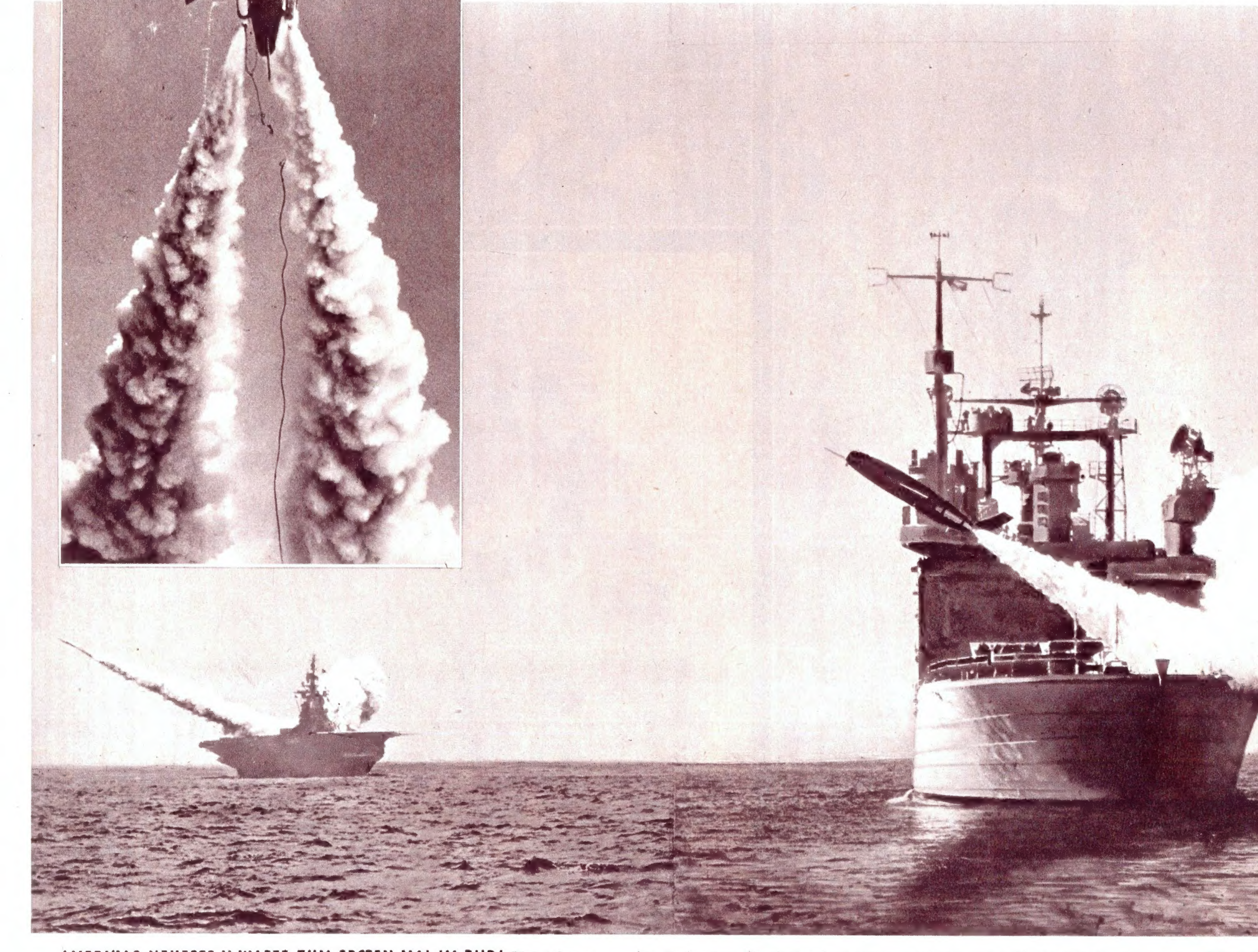


EINE SPENDE DER DEUTSCHEN BOTSCHAFT für erste Katastrophenhilfe überreichte Botschafter Dr. Fritz Öllers (rechts) dem brasilianischen Außenminister Joao Nerves da Fontoura. Öllers' Mercedes 300 (unten) findet in Rio de Janeiro überall große Beachtung.



Raketen heulen über den Pazifik

V-Waffe „Regulus“ kann von U-Booten und Flugzeugträgern abgefeuert werden



AMERIKAS NEUESTE V-WAFFE ZUM ERSTEN MAL IM BILD! *Fünf Jahre arbeiteten Techniker in Zusammenarbeit mit der US-Marine in den Laboratorien der amerikanischen Flugzeugfabrik „Chance-Vought“ an der Entwicklung einer neuen ferngelenkten Rakete. Anfang dieses Jahres heulten die ersten Versuchsgeschosse über den Pazifik. Abschußbasen: U-Boote und Flugzeugträger. Die neue Waffe, die unter dem Decknamen „Regulus“ gebaut wurde, wird eine entscheidende Rolle in der modernen Seekriegsführung spielen. Sie kann von Bord aus gesteuert werden, ihre Geschwindigkeit ist regulierbar. Als Sprengsatz können Atombomben eingebaut werden. U-Boote müssen auftauchen, um die Rakete abschießen zu können, bleiben dabei aber außerhalb des feindlichen Feuerbereichs. Die Übungsraketen sind mit einem Dreibein-Fahrwerk und einem Bremsfallschirm ausgerüstet, die eine verhältnismäßig sichere Landung ermöglichen. Im Ernstfall wird darauf verzichtet, obwohl eine Verwendung mit eingebautem Bildschirm als Aufklärer denkbar wäre, da die „Regulus“ durch die Fernsteuerung zur Abschußbasis zurückdirigiert werden kann. Nähere Angaben über Aktionsradius, Tragfähigkeit und Geschwindigkeit werden geheimgehalten. (Hanuschke)*

Narriman soll Filmstar werden





ORSON WELLES WANDTE SICH AN GENERAL NAGUIB, *um dessen entscheidende Zustimmung zu Orsons neuester Lieblingsidee einzuholen: Welles will das Leben Exkönig Faruks verfilmen. Ägyptens Regierungschef war grundsätzlich einverstanden. Er ist sogar bereit, Aufnahmen an den historischen Stätten drehen zu lassen. Im Abdin-Palast, in Faruks Sommerresidenz, überall dort, wo sich filmisch interessante Episoden aus Faruks Leben abspielten. Unter einer Bedingung: das Manuskript und das Drehbuch des Faruk-Filmes müssen vor Beginn der Dreharbeiten in Kairo vorgelegt werden. Orson will die Titelrolle übernehmen und versuchen, Prinzessin Narriman persönlich als Partnerin für den Film zu gewinnen. Eine amerikanische Produktionsfirma will der Exkönigin dafür das „höchste Honorar aller Zeiten" bieten.*

Orson will in Kairo drehen

Star Orson Welles will den Film seines Lebens drehen. Ob jedoch seine Idee, eine entthronte Königin, Prinzessin Narriman, vor die Kamera zu stellen, besonders glücklich ist, bleibt zweifelhaft. General Naguib, der sein Einverständnis zum Faruk-Film schon gegeben hat, dürfte sich das sehr überlegen. Denn das Taktgefühl der mohammedanischen Bevölkerung würde ganz sicher durch eine solche Schaustellung verletzt. Daß Prinzessin Narriman in Fragen der Etikette und des fraulichen Anstandes ihre Pflichten kennt, hat sie bewiesen: Als Reporter sie jetzt auf ihre Memoiren ansprachen, erklärte sie, sie habe ihre Lebensgeschichte, die unter dem von ihrem Gatten vorgeschlagenen Titel „Mein wahres Ich" in der Deutschen Jllustrierten erschien, nicht selbst geschrieben. Wörtlich stimmt das, denn die Exkönigin hat die Geschichte ihres Lebens nur erzählt, nicht selbst zu Papier gebracht. Doch jeder Satz jenes Berichtes, der inzwischen in fast allen Ländern der Welt nachgedruckt wurde, war ihr bekannt.



ES WIRD NOCH EINIGE ZEIT DAUERN, *bis Statisten, Stars und Kameraleute die prunkvollen Gemächer des Kairoter Abdin-Palastes bevölkern, falls General Naguib den Filmplänen endgültig zustimmt. Der prunkvolle Thronsaal des Palastes würde Filmatelier.*



DER RAS-EL-TIN-PALAST SOLL KULISSE WERDEN. *Hier stellten die Revolutionäre das Abdankungsultimatum, das zu Faruks Flucht ins Exil führte. Orson Welles wird als Faruk die dramatischen Schlußszenen realistisch darzustellen wissen. Ägyptens Staatschef Naguib lehnte den Vorschlag ab, seine Rolle im Faruk-Film selbst zu übernehmen.*



ERICH VON STROHEIM ALS NAGUIB! *Orson erklärte, das sei die beste Besetzung, die er sich vorstellen könne, nachdem Naguib sich nicht selbst spielen will. Narriman gab bisher keinen Kommentar zu dem Angebot, ihr eigenes Leben mit Faruk darzustellen. Amerikanische Filmproduzenten versicherten, daß sie ein ausgesprochen fotogenes und ausdrucksvolles Gesicht habe, Narriman sei für den Film wie geschaffen. Fotos: AP, Archiv*

Es war die Hochzeit



DAS BRAUTPAAR, *die 25jährige Prinzessin Josephine Charlotte von Belgien und der 32 Jahre alte Erbgroßherzog Johann von Luxemburg, verläßt nach der feierlichen Trauungszeremonie die Kathedrale von Luxemburg durch den Mittelgang. Eine riesige Menschenmenge erwartet die Jungvermählten vor dem Portal. Die Prinzessin beschließt auf eine Frage ihres Gemahls, die geplante Rundfahrt durch die Stadt trotz strömenden Regens durchzuführen. Völlig durchnäßt kam das Brautpaar im großherzoglichen Palais an.*



DIE TRAUUNGSZEREMONIE wurde von dem *päpstlichen Nuntius, Monsignore Fernando Cento, geleitet. Weiße Nelken und große Kerzen schmückten den Altar. Die Braut, in einem weißen Organdy-Kleid, war von ihrem Vater, König Leopold III., in die Kirche geführt worden. Ihr Stiefbruder, Prinz Alexander, hielt die Schleppe. Bevor der Bräutigam sein leises „Ja" sagte, blickte er sich zu seinen Eltern um, die mit gedämpfter Stimme der Eheschließung zustimmten (oben). Rechts: die Ringe werden gewechselt.*

des Jahres





AM VORABEND DER HOCHZEIT *winkte das Brautpaar lächelnd auf dem Balkon des Schlosses (rechts oben) den Tausenden von Belgiern und Luxemburgern zu, die den in beiden Ländern beliebten Fürstenkindern stürmische Ovationen brachten. Sechs Könige und Königinnen, eine Großherzogin, ein Großherzog, 40 Prinzen und Prinzessinnen waren zur Trauung erschienen. 150 000 Gäste drängten sich in den Straßen der festlich illuminierten Stadt. Nach der Hochzeit flog das junge Paar nach Italien, der ersten Station ihrer Hochzeitsreise.*



AUCH DIE BRAUT *drehte, wie kurz vorher Erbgroßherzog Johann, den Kopf, um das Einverständnis ihrer Eltern zum Ja-Wort einzuholen. Hinter dem Brautpaar hatten Exkönig Leopold von Belgien, die 76jährige Königinmutter Elisabeth, Großherzogin Charlotte und ihr Gemahl, Prinz Felix, Königin Juliane der Niederlande und Prinz Bernhard, und Prinzessin de Rethy Platz genommen. König Baudouin stand während der Zeremonie bewegungslos in der ersten Reihe. Die Braut war aufgeregt und schien mehrmals den Tränen nahe. Fotos: dpa.*



HOCHRUFE *galten Prinzessin de Rethy, als sie in Änderung des Protokolls zur Überraschung aller Festteilnehmer im Festzug an der Seite des Prinzen Felix von Luxemburg durch die Stadt fuhr: eine offizielle Anerkennung der ehemaligen „Bürgerlichen" als Mutter der Braut. Unser Bild zeigt sie bei der Ankunft in Luxemburg mit (v. l. n. r.) der Braut, dem Brautvater, dem Bräutigam.*





EXKÖNIG UMBERTO *von Italien fuhr an der Seite seiner Gattin Marie José durch Luxemburg. Königin Juliane und Prinz Bernhard (Mitte) nahmen an den Feierlichkeiten teil. Sie waren von Prinz Felix vom Flugplatz abgeholt worden.*

Ich

Seit dem Tode Stalins steht sein Nachfolger Malenkow im Mittelpunkt der Weltöffentlichkeit. Vor wenigen Wochen noch so gut wie unbekannt, ist er zum Alleinherrscher über das kommunistische Weltreich geworden. In den Hauptstädten der westlichen Welt rätseln die Diplomaten, was die Friedensoffensive bedeuten soll, die Malenkow in der letzten Zeit an fast allen Fronten des Kalten Krieges vorangetrieben hat. Sind die neuen Friedensparolen ehrlich gemeint, oder verbirgt sich darin eine neue Hinterlist? Malenkow selber ist einer der treusten Schüler seines verstorbenen Meisters gewesen. Stalin selber hat ihm die Nachfolge übertragen. Der Autor unseres Berichtes, der einst selber Untergebebener Malenkows war, schildert aus persönlicher Anschauung das Charakterbild des neuen Diktators. Er beschreibt in der letzten Folge, wie Malenkow vom Gebäude des kommunistischen Zentralkomitees Moskaus Eroberungspolitik lenkte, wie er höchste Persönlichkeiten beschatten ließ und ein Empfang bei Stalin verlief.

SECHSTE FOLGE

Serow wollte die Frage bejahen. Aber er war sehr aufgeregt. Er brachte kein Wort aus seinem Munde. Augenscheinlich war er über alle Maßen bestürzt, und als er nickte, wurde er rot wie ein ertappter Junge.

Malenkow ging neben Stalin her, gab ihm über die Arbeit des jeweils vorgestellten Offiziers einige Erläuterungen.

Als vorletzter erlebte ich die Vorstellung der übrigen Offiziere und hatte dabei den Eindruck gehabt, Stalin sei ihnen mit einer Art von väterlicher Güte begegnet. Um so erschrockener war ich, als auch mir Stalin die Hand drückte; sein Blick war durchdringend, ohne alle Wärme, und man hatte das Gefühl, vor diesen Augen nichts verheimlichen zu können.

Als Stalin meinem Nebenmanne die Hand gegeben hatte, trat er ein wenig von uns weg.

„Genossen", sagte er zu uns, in einer beinahe unpersönlich klaren, doch irgendwie väterlichen Stimme, „ich habe durch den Genossen Malenkow von Ihrer Tätigkeit erfahren. Ich möchte Sie zu Ihrer erfolgreichen Arbeit, die Sie für die Interessen des Sowjetstaates im Baltikum geleistet haben, beglückwünschen und Ihnen meine persönliche Anerkennung ausdrücken."

Ohne sich weiter mit uns zu befassen, ging Stalin, die Arme auf dem Rücken, mit den Handtellern spielend, ohne Eile, nachdem er noch einmal einen Blick an uns hatte entlangstreifen lassen, von uns weg. Er trat an seinen Schreibtisch hin, auf dem einer von drei Apparaten ein leises Summen von sich gab, und wies den herbeieilenden Malenkow mit einem zagen

war Malenkows Vertrauter

Jlja Molin, ehemaliger Oberstleutnant des Staatssicherheitsdienstes, Leiter der Operationsgruppe III bei der Sicherheits-Abteilung des persönlichen Sekretariats Stalins:

Wink der rechten Hand an, den Hörer aufzunehmen. Er würdigte uns keines weiteren Blickes mehr, wir waren vor seinen Augen aufgetaucht und schon wieder vergessen.

Für Malenkow, den ich nach einigen Tagen wieder traf, als er mich und Serow zum Rapport über die neuesten Streiche Kalinins in seine Loge im Moskauer Bolschoi-Theater bestellen ließ, waren die Operationen in den baltischen Staaten nach unserem Besuch bei Stalin nur mehr eine Frage von minderer Bedeutung.

Offiziell waren die Säuberungsarbeiten an Ort und Stelle durch Iwan Serow abgeschlossen worden. Was in den baltischen Staaten unklar war, wurde von diesen Septembertagen bis zum Ende Dezember in Moskau erledigt.

Serow wurde mit der Leitung aller dieser Aufgaben betraut, die er, termingemäß und nach Vorschriften, die ihm Malenkow gegeben hatte, kurz vor Weihnachten 1940 abgeschlossen hatte.

Die Verhöre von einigen zehntausend Zivilisten, die entweder den Regierungen der baltischen Staaten, der Intelligenz oder der Armee und den Spitzen der Verwaltung angehört hatten, ließen sich nur deshalb so schnell und erfolgreich abschließen, weil die kommunistischen Organisationen im Baltikum bereits vor dem Einmarsch der Roten Armee äußerst tüchtige Späh- und Informationsarbeiten geleistet hatten: In Moskau lagen meist über jeden einzelnen der verhafteten Zivilisten eingehende Unterlagen und kartographische Aktensammlungen vor, die den Gefangenen bei den Verhören ein Leugnen oder Beschönigen der eigenen Tätigkeit wenn nicht überhaupt unmöglich, so doch sehr schwierig machten.

Serow äußerte sich sehr anerkennend über die Unterstützung der kommunistischen Partei in den baltischen Ländern, die nicht nur den Einmarsch der Roten Armee, sondern auch die Verhaftung aller „unzuverlässigen Elemente" ermöglicht hatte. Er sagte dies, als er dem Genossen Malenkow und mir einige Tage nach der Verleihung des Lenin-Ordens in einer Loge des Moskauer Bolschoi-Theaters gegenübersaß.

Malenkow hörte Serow zu, spielte aber belustigt, zugleich auch in Gedanken, den Zeigefinger vorgestreckt, mit dem an Serows Uniformhemd prangenden Lenin-Orden.

„Sehen Sie, Serow", sagte Malenkow, „Sie sind mir, was Sie doch so gerne sein möchten, in einem Punkt überlegen ..."

„In welchem", fragte Serow, unheimlich berührt, leise und unterwürfig, „in welchem, Genosse Malenkow ...?"

Malenkow hob die Braue, ihn gleichsam auffordernd, er solle danach raten.

Auf Serows Gesicht zeigten sich alle Anzeichen peinvoller Erwartung.

Währenddessen ging, von einem Strahl hellen Lichts begleitet, die Logentüre auf. Ein Kellner trug einen Sektkübel, Gläser und Teller mit verzierten Kaviarbrötchen auf einem Tablett herein.

„Nun", sagte Malenkow, während der Kellner ein kleines Tischchen, das in der Ecke der Loge stand, mit einem weißen Damasttuch überdeckte, „diesen Orden, Serow, den Sie und der Genosse Molin haben: Den Lenin-Orden!"

Serow strahlte, erlöst, glaubte aber seiner Freude, so leicht weggekommen zu sein, noch nicht ganz vertrauen zu dürfen.

„Den Lenin-Orden?" fragte er unsicher, immer noch auf einen Hieb von Malenkow gefaßt.

„Ja", sagte Malenkow, während er sich Champagner eingießen ließ.

„Ich habe noch keinen Orden, keine Auszeichnung bekommen."

„Wirklich?" fragte Serow, Überraschung heuchelnd.

„Auf den Lenin-Orden", sagte Malenkow schließlich.

Wir stießen an. Dann tranken wir den Sekt. Der Theaterraum wurde dunkel. Der Vorhang öffnete sich.

Koslowskij, der berühmte Tenor, sang einige Balladen, russische Volkslieder und Tänze.

Malenkow war davon sehr angetan, überhaupt erschien es mir so, als hege er für den einstigen Popen, dem die Kommunisten seiner schönen Stimme wegen bei Beginn der Priesterverfolgung den Rat gegeben hatten, die Kanzel mit der Bühne zu vertauschen, große Sympathie.

Später sollte ich dann, als die Amerikaner der Lend-Lease-Kommission im Jahre 1943 Moskau besuchten, erfahren, daß das Bündnis zwischen Koslowskij und Malenkow ein altes und ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit war.

Die beiden verstanden es, einander in kritischen Momenten zu helfen, und das machte einen für die Schwächen des anderen versöhnlicher gestimmt.

Ein trommelndes Klatschen belohnte Koslowskij, als er, seinen Vortrag mit einer Verbeugung beendend, zwischen den beiden herabstürzenden Vorhängen verschwand; es hörte nicht auf, ehe Koslowskij sich nicht mindestens zehnmal verbeugt hatte.

Die Bewunderung, die das Publikum diesem Sänger entgegenbrachte, war tief und herzlich; und war es auch keine Bewunderung, die man für Koslowskij bei den Einladungen empfand, zu dem man ihn bei den Festen im Kreml regelmäßig bestellte, so hörte man doch den einstigen Popen auch im Kreml mit großem Vergnügen.

Nach dieser Einlage öffnete sich der Vorhang erneut zu einem Ballett von Katchaturian, einem modernen Komponisten von Temperament und Verve, der seine stark rhythmisch inspirierten Improvisationen mit außerordentlichem Geschick zu volkstümlicher Gefälligkeit zu verbinden weiß und darum neben Stalins Lieblingskomponisten Tschaikowskij und Glinka auch sehr häufig



HERREN ÜBER 800 MILLIONEN MENSCHEN: *Im Februar 1950 schlossen Moskau und Peking ihren Beistandspakt ab. Dieses Ereignis war zugleich das letzte Zusammentreffen von Stalin und Mao Tse-tung. Die bedeutende Rolle, die Malenkow (4. von rechts) schon damals spielte, wird auf dem Bilde dadurch unterstrichen, daß er neben dem rotchinesischen Außenminister Tschu En-lai applaudierend dargestellt wird. Unter den anderen Prominenten erkennt man: Molotow ganz links, daneben Woroschilow, sitzend Wyschinsky und Berija (2. von rechts). Dieses Gemälde wurde nach bolschewistischer Manier von einem „Künstlerkollektiv" (5 Maler) geschaffen.*

Ich war Malenkows Vertrauter

im Kreml selbst mit seinen Ballettmusiken zur Geltung kam.

Die Scheinwerfer holten eine zauberhafte ländliche Dekoration aus der Dunkelheit. Tänzer kamen aus den Schatten hervor. Im Nu wechselten sie aus der Sphäre stiller, ländlicher Verhaltenheit in den orgiastischen Taumel eines ländlichen russischen Dorftanzes über.

Malenkow war begeistert.

Als der Vorhang zur zweiten Pause fiel und das Licht im Bolschoi-Theater aufflammte, sagte Malenkow zu uns:

„Immer von neuem bin ich hingerissen, wenn ich in einem Theater solche Vollendung bewundern kann. Diese Vollendung, diese Reinheit weckt ein unheimliches Verlangen in mir. Nämlich den Versuch zu wagen, ob sich diese Formen nicht auch, in den geeigneten Maßen freilich, auch auf die menschliche Gesellschaft übertragen lassen."

Er sah, eine Weile versunken, in den Zuschauerraum hinab, dann fuhr er fort:

„Ich lese sehr viel. Immer habe ich versucht, meine Bildung zu fördern. Auch Sie, Genossen, sollten keine Gelegenheit versäumen, sich ein großes Gehirn zu bilden! Neulich habe ich bei Enfantin gelesen, daß die Zeit einmal herannahen könnte, in der die Kunst, die Massen in Bewegung zu setzen und zu führen, einmal so vollkommen sein könnte, daß die Maler, die Dichter und die Komponisten — und ich möchte hinzufügen: die großen Führer eines Volkes, die überragenden, die genialen Politiker — einmal die Macht haben werden, die Menschen, die Masse dort unten, diesen Wirbel von Leibern, mit der gleichen Sicherheit zu erschüttern und zu begeistern, mit der zum Beispiel ein Mathematiker eine schwierige Aufgabe löst oder ein Techniker eine Maschine auf ihre Wirksamkeit hin bereits vor ihrer Fertigstellung durchdenkt . . ."

Serow schien realer zu denken.

Denn obzwar er sich Mühe gab, die Entrückung Malenkows zu begreifen und zu teilen, deutete er zu Ergebenheit ein tiefes, doch nur gespieltes Bedauern heuchelnd an: „Aber diese Vollendung wird sich so bald nicht erreichen lassen. Gewiß, ja: Es steht sogar heute schon fest, wir sind auf dem Wege dazu. Aber man wird diese Leute dort unten, den schwarzen Wirbel von Leibern, tüchtig anpacken und erziehen müssen, um zu einem solchen Ergebnis zu gelangen."

Malenkow sah Serow an, überrascht und nachdenklich. Ich hatte den Eindruck, daß er, aus welchem Grunde auch immer, eine seiner ironischen Bemerkungen Serow zuliebe unterdrückte.

„Ich habe davon gelesen, daß ein Franzose, sein Name war Granier de Cassagnac, ein Exemplar der französischen Konstitution von 1793 besaß, dessen Einband aus Menschenhaut gefertigt war."

Das Licht ging aus.

Die Ulanowa, die größte Tänzerin der Sowjetunion und vielleicht sogar der Welt überhaupt, tanzte einen Akt aus Schwanensee, der Malenkow begeisterte und seufzen ließ. Ich war äußerst überrascht, bei ihm Zeichen von eingestandener Unvollkommenheit zu bemerken, vielmehr zu sehen: Daß Malenkow anscheinend erkannte, daß seinem in der Partei und in der Taktik der Säuberung demonstrierten Sauberkeitsfanatismus Grenzen gezogen waren, daß er anscheinend darauf gestoßen war, daß sein Ideal der Sauberkeit von dem Gesetz der unerbittlichen Reinheit der Kunst übertroffen wurde, übertroffen werden würde, immer und immer, welche Methode er auch im politischen Kampf wählen würde.

Als das Licht wiederum anging und die Ulanowa vor dem Vorhang erschien und sich verneigte, den orkanartig stürmenden Beifall mit einer tänzerischen Verneigung von unvergleichlicher Vollendung und Sanftheit entgegennahm, murmelte Malenkow, ohne jedoch die Augen von ihr zu lassen:

„Eine großartige Künstlerin, eine einmalige Tänzerin. Man möchte es gar nicht glauben, daß soviel Reinheit möglich ist bei einem Leben der reinen Unmoral, das diese Frau doch führt."

„Ach so —", sagte Malenkow schließlich, sich an den Anlaß erinnernd, warum er Serow und mich aus einem für Offiziere des Staatssicherheitsdienstes in einem Sperrbezirk errichteten Lokal hatte holen lassen, — „was haben Sie in der Sache Kalinin zu melden, Genosse Molin".

Ich berichtete von Kalinins neuestem Streich.

Kalinin hatte einer seiner häufig wechselnden Geliebten, einer jungen Moskauer Schauspielerin, die zusammen mit der Tänzerin Ulanowa zu den Gästen jenes „Photo-Ateliers" im Kusnijetzkij-Mosk gehörte und bei aller engelhaften Schönheit eine „unmoralische Erscheinung" war, neulich sein Scheckbuch zur Benutzung freigestellt.

Dieses Scheckbuch, über das die höchsten Funktionäre der Partei und der sowjetischen Regierung verfügten, bestimmt den Zahlungsverkehr der roten Aristokratie, die praktisch auf ein persönliches Vermögen und ein Sparguthaben verzichten kann, weil die Schecks dieser nur ihnen zur Verfügung stehenden Bücher lediglich mit der Summe und der Unterschrift des Inhabers ausgezeichnet werden müssen.

Jedes Geschäft löst diese „Partei-Schecks" zu Lasten des Staates ein, unabhängig davon, ob derjenige, der den Scheck unterzeichnet, über Vermögen oder Bankkonto verfügt oder nicht.

STALIN IM HINTERGRUND: *Malenkow lebt heute noch von dem Mythos, den der Name Stalin ausstrahlt. Aber schon bemüht sich Stalin II. seinen eigenen Mythos zu schaffen: Durch Amnestien und Preissenkungen soll das Prestige des zur Macht gekommenen Kosaken Malenkow gestärkt werden. Aber wird es mit Amnestien allein getan sein?*

Die Geliebte Kalinins hatte ihren hochgestellten Gönner von der Notwendigkeit zu überzeugen vermocht, einen Nerzmantel besitzen zu müssen, um ihm weiterhin eine liebenswerte Geliebte sein zu können. Kalinin hatte ihr sein Scheckbuch mit der Bemerkung übergeben, sie müsse in dem Geschäft, in dem sie ihren so heiß ersehnten Nerzmantel kaufen würde, lediglich die entsprechende Summe auf den von ihm bereits unterzeichneten Blankos eintragen.

Da die Schauspielerin neben mehreren Tugenden, die ihr mangelten, auch die der Bescheidenheit nicht besaß, kaufte sie sich einen Nerzmantel zu dem phantastischen Preis von 120 000 Rubel, einer im Jahre 1940 unerhörten Summe.

Als Kalinins Geliebte zur Zahlung des Mantels den von Kalinin gegengezeichneten Scheck abgab, versicherte sich die Direktion dieses „Pelzgeschäftes" bei der Dienststelle Iwan Serows durch eine telephonische Rückfrage, ob der Kauf des Nerzmantels mit einem Zahlungsscheck des Genossen Kalinin mit Wissen des Genossen Präsidenten erfolge.

Serow berichtete den Zwischenfall Malenkow, der mich, kaum daß ich richtig aus Riga zurückgekehrt war, mit entsprechenden Nachforschungen über Kalinin beauftragte.

Malenkow hörte sich meinen Rapport mit starrem, von Wut und Zorn verzerrtem Gesicht an.

„Das ist sehr wenig erfreulich", sagte er, „Genosse Molin. Es ist eine Schande, daß in unserem Staate ein hohes Regierungsmitglied beinahe jeden zweiten Monat einen Skandal dieser Art erregt. Es wird Zeit, die Spitzen der Regierung und der Partei einmal unter die Lupe zu nehmen. Mich wundert, daß das Schicksal der Genossin Schemschuschnaja, (Frau Molotow), das doch jedermann im Kreml bekannt sein dürfte, so wenig Nachdenken bei jenen Genossen erregt hat, denen der Vorfall zu denken geben müßte."

Er verharrte einige Minuten regungslos. Dann sagte er zu mir:

„Genosse Molin, Sie haben über diesen Vorfall Stillschweigen zu bewahren. Ich werde diesen Fall dem Genossen Stalin neuerdings unterbreiten." Er sah mir scharf in die Augen. „Kein Wort!" sagte er scharf und drohend.

Seine Finger trommelten auf dem kleinen Tischchen, auf dem noch die leeren Sektkelche standen. Sie zitterten leise.

„Hätte ich nicht andere Sorgen, ich würde durchgreifen", sagte Malenkow schließlich.

Dann erhob er sich, ruckhaft und plötzlich. Die Vorstellung des Bolschoi-Theaters war noch nicht zu Ende. Ich hatte mich mit Iwan Serow erhoben, um Malenkows Befehle abzuwarten. Abwesend sah er uns beiden einen Augenblick lang ins Gesicht.

„Bleiben Sie nur", sagte er, „bleiben Sie ruhig bis zum Ende der Vorstellung. Lassen Sie sich von mir nicht stören. Ich werde einen kleinen Überraschungsbesuch in dem ‚Photo-Atelier' am Kusnijetzkij-Mosk abhalten, und es würde mich nicht überraschen, die Genossin Ulanowa bereits dort vorzufinden."

Dann verließ er die Loge des Bolschoi-Theaters.

Serow schnalzte mit der Zunge, als er sicher war, daß Malenkow nicht mehr in der Nähe seiner Loge war.

„Man wird überrascht sein", sagte er.

Malenkow hatte das zweifelhafte Vergnügen, bei seinem Überraschungsbesuch im „Photo-Atelier" — wie wir später erfuhren — ein Mitglied des Obersten Sowjets dort in äußerster Bestürzung vorzufinden.

Der Genosse hatte in der Absicht, die Gesellschaft so erlauchter und liebreizender Künstlerinnen wie der Ulanowa zu finden — das mit Barockmöbeln äußerst luxuriös und ausgesprochen bourgeois eingerichtete „Photo-Atelier" aufgesucht.

Aber zu seiner nicht geringen Überraschung begegnete ihm dort seine Gemahlin, die sich ebenfalls von ihrer ehelichen Verbindung beurlaubt hatte, um dort mit einem anderen Genossen ein libertinisches Verhältnis einzugehen.

Der Vorfall bot Malenkow den willkommenen Anlaß, einzuschreiten; da ihn jedoch die Sorgen und der anderen Genossen Anspruch auf Pläsier gleicherweise quälten, vermochte Malenkow das „Photo-Atelier" nicht gänzlich aufzulösen.

Aber er setzte es durch, daß das „Atelier" wenigstens zeitweise geschlossen wurde.

Später erwies es sich, daß man einen Ort für solche Rendezvous bei aller Ablehnung aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen tolerieren mußte.

Als Malenkow nämlich mit den Berichten und Geheimdokumenten erfreut wurde, die der amerikanische Botschafter in Moskau, William Bullitt, dort durch das Geschick einiger Schönheiten verlor, stimmte er dem „Atelier" plötzlich zu.

Aber im Winter des Jahres 1940 und im beginnenden Frühjahr 1941 hatte Malenkow andere Sorgen — ungeachtet der Tatsache, daß die Frage im Prinzip die gleiche war: die Sauberkeit und die Wachsamkeit der Partei und der — Regierungsstellen.

Im Frühjahr 1941 zweifelte man im Kreml nicht mehr an der Wahrscheinlichkeit eines unmittelbar bevorstehenden deutschen Angriffs.

Eine merkwürdige Windstille beherrschte den Kreml. Man spürte es deutlich: Irgend etwas lag in der Luft.

Malenkow, dem ich weiter fast täglich begegnete, insbesondere, wenn ich wachhabender Offizier der Kreml-Wache war, wurde mit jedem Tag ernster.

Im März 1941 war das gesamte Personal des Innenministeriums von einer nervösen, beinahe hektischen Erregung erfaßt; Malenkow hatte seit dem Zwischenspiel in den baltischen Staaten keine Säuberungswelle mehr angesetzt.

Die einzelnen Ministerien erwarteten von Tag zu Tag mit wachsender Spannung einen jener von Malenkow meist glänzend inszenierten Überfälle seiner Operationsgruppen. Nichts geschah. Allmählich setzte sich die Überzeugung durch, daß man angesichts der drohenden politischen Lage darauf verzichtete, durch irgendwelche Säuberungen in diesem kritischen Moment böses Blut zu erregen.

Dennoch ließ Malenkow in seiner von allen Ministern und den höchsten Beamten der Sowjetunion gefürchteten Kartei weiter jede Einzelheit und jede noch so unbeträchtliche Verfehlung eintragen, denn ihm schien die dauernde Kontrolle eines jeden mitverantwortlichen Funktionärs unerläßlich.

Am 22. März 1941 ließ Malenkow schließlich eine Blitzkonferenz für alle Offiziere der Operationsgruppen einberufen.

In verschiedenen Ministerien, die sich an der Reihe neuer Säuberung glaubten, herrschte eine panische Nervosität.

Zum Konferenzort wählte Malenkow die NKWD-Schule in der Moskauer Pionierskaja-Straße, einem großen und von einem Sperrgebiet umgebenen Trakt umfangreicher Baulichkeiten unweit der berüchtigten Moskauer Lubljanka.

Als die Dämmerung am 22. März einsetzte, es war gegen acht Uhr abends, betrat Malenkow, von Serow und dem Genossen Abakunow begleitet, den großen Konferenzsaal der Schule.

Serow nahm zwischen den Leitern der Operationsgruppen Platz.

Serow sprach als Erster.

Schon nach den ersten Worten war der allgemeine Eindruck da: Serow war von Malenkow dazu ausersehen worden, uns nach einer Flut von Beschimpfungen aufhorchen zu lassen.

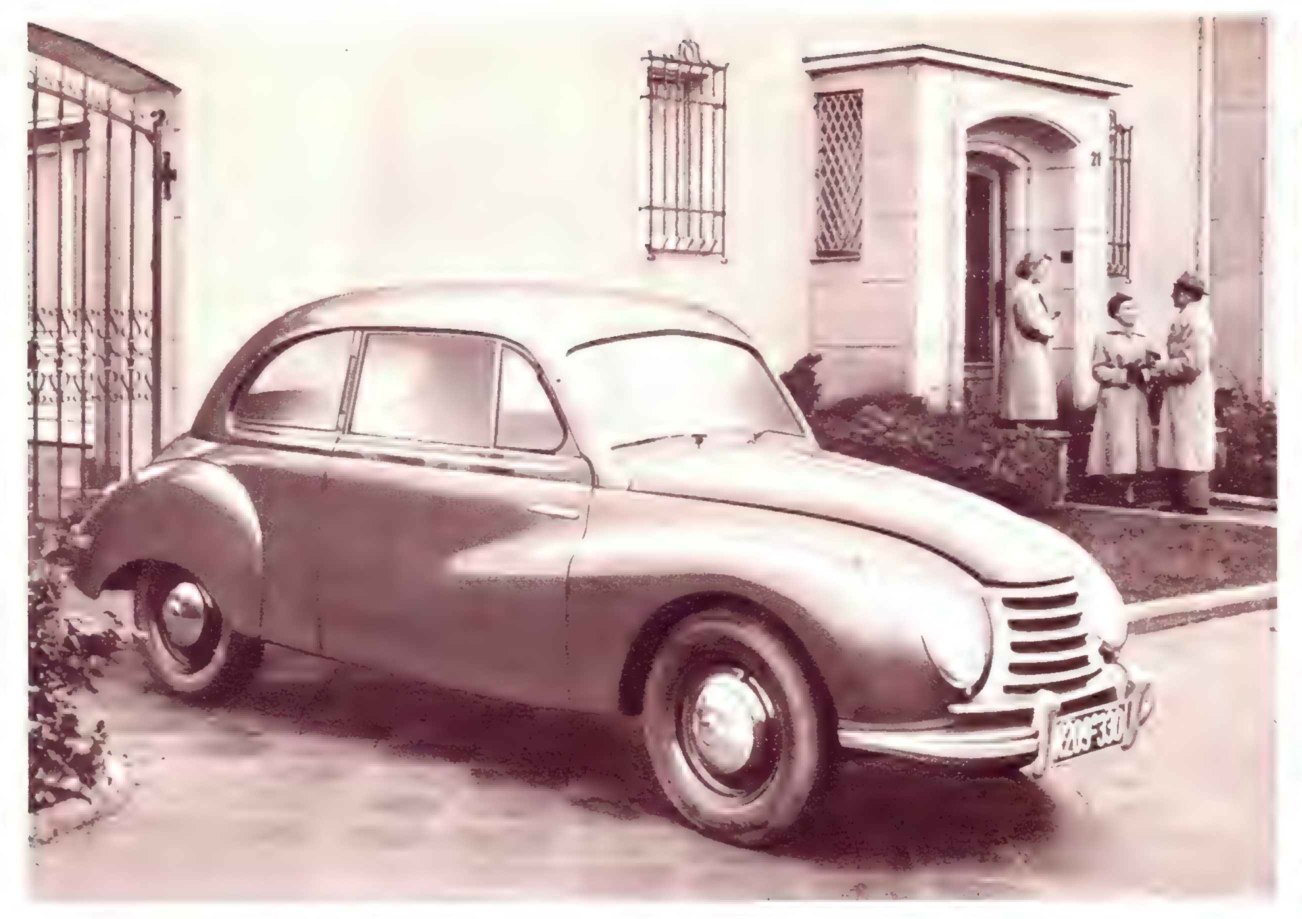
Serow sagte unter anderem:

„Ich sage Ihnen damit nichts Neues, wenn ich Ihnen davon berichte, daß, nach zuverlässigen Informationen, die wir uns zu verschaffen vermochten, ein Angriff vorbereitet wird, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach für die späten Sommermonate. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in einem derartigen Falle unzufriedene Elemente im Lande in Erscheinung treten werden. Es ist völlig ausgeschlossen, daß es ihnen gelingen könnte, unserem Lande entscheidend Schaden zuzufügen. Immerhin aber ist Wachsamkeit und nochmals Wachsamkeit angebracht, um einen jeden Verräter unseres Landes jetzt schon zu entdecken, das heißt zu einem Zeitpunkt, der ihm eine Verwirklichung feindlicher Absichten noch gar nicht erlaubt."

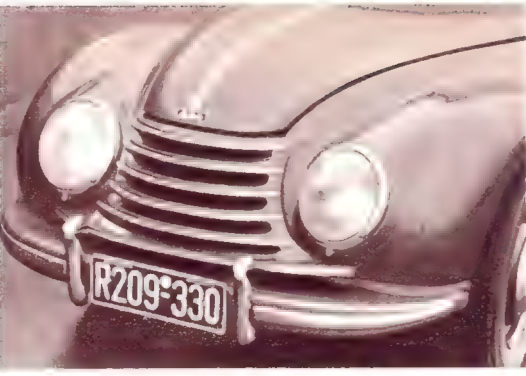
Serow mischte seinen Vortrag mit ellenlangen Passagen, die nichts weiter als unqualifizierte Wut- und Zornausbrüche eines von Malenkow raffiniert gedeckten Mannes waren, der sich von den Umständen eine Stützung seiner bisherigen Position versprach.

Zu dem eigentlichen Punkt der Konferenz kam Serow erst gegen Ende seines Vortrages zu sprechen: Nach Malenkows erster und in ihrem Ausmaß nie mehr wieder erreichten Säuberungswelle des Jahres 1936 waren viele Zivilisten, der Zahl nach Millionen, zu Zwangsarbeit verurteilt worden.

Fortsetzung folgt



Die neue DKW-Meisterklasse-Viergang *zeichnet sich schon äußerlich durch ein noch schöneres Gesicht und ein vergrößertes Heckfenster aus. Mit dem spielend zu schaltenden Viergang-Getriebe ist der Wagen besonders im Stadtverkehr oder im bergigen Gelände ideal zu fahren. Bei größter Schonung des ohnehin so robusten DKW-Zweitaktmotors (durch Schongang-Eigenschaften) gestattet dieses Viergang-Getriebe eine noch bessere Anpassung der Motorleistung an alle Straßenverhältnisse.*



Dies ist das neue Gesicht *der DKW-Meisterklasse-Viergang, mit der formschönen Führung der Rippen. Die Kühlermaske läßt sich mit wenigen Handgriffen vollkommen entfernen. So kann sie leicht gereinigt werden und gibt für Reparaturen die ganze Motorfront frei.*



Das wesentlich vergrößerte Heckfenster *gibt freie Sicht nach rückwärts. Es verleiht dem Wagen eine noch modernere und elegantere Note und erhöht für die Insassen auf den Fondsitzen den Fahrkomfort.*

Das neue DKW-Programm

Das reichhaltige DKW-Wagen-Programm, das auf der letzten Internationalen Automobil-Ausstellung in Frankfurt gezeigt wurde, fand stärkste Beachtung. War doch DKW immer Pionier im Kraftfahrzeugbau. Das bezieht sich vor allem auf die Entwicklung des DKW-Zweitaktmotors, von dem heute bereits über 2½ Millionen gefertigt wurden und der durch seine Leistung, seine Unverwüstlichkeit und Sparsamkeit Weltruf erlangte. Es bezieht sich ebenso auf die Konstruktionen des DKW-Frontantriebs und der DKW-Schwebeachse, denen die DKW-Fahrzeuge ihre hervorragende Straßenlage und einzigartige Kurvensicherheit verdanken. Und auch Frischöl-Mischungsschmierung wie Freilauf gehören zu den echten DKW-Pionierleistungen.

Die hier veröffentlichten Bilder zeigen nur einen Ausschnitt aus dem DKW-Wagen-Programm. Es reicht von der bewährten DKW-Meisterklasse (Dreigang und Viergang) über den DKW-Universal bzw. DKW-Stadtlieferwagen bis zu den verschiedenen Ausführungen des DKW-Schnell-Lasters. Die neueste Schöpfung ist die DKW-Sonderklasse mit dem Dreizylinder-Zweitaktmotor. Genauen Überblick über alle Modelle — zu gesenkten Preisen! — erhalten Sie bei Ihrem DKW-Händler, der Ihnen auch gerne die günstigen Ratenbedingungen nennen wird.



Viele bevorzugen den DKW mit Schiebedach. *Dreigang- wie Viergang-Limousine stehen in dieser Ausführung zur Verfügung. Das Schiebedach läßt sich, auch während der Fahrt, mit einem Handgriff öffnen, um frische Luft und warme Sonne hereinzulassen. Ebenso leicht läßt es sich schließen.*



DKW-Universal, *jetzt mit stabiler Stahlblechbekleidung; ideal für alle, die ihren Lieferwagen auch als Reisewagen mit Platz für 4—5 Personen benützen wollen. Als Nutzfahrzeug bietet er 2 qm Ladefläche zum Gütertransport.*



Neu: DKW-Stadtlieferwagen, *für Unternehmen, die einen schnellen, repräsentativen Wagen für die rasche Bedienung ihrer Kunden benötigen. Er ist ebenfalls ringsum mit Stahlblech bekleidet. Sein Nutzraum umfaßt 1,7 cbm; die großen Seitenflächen lassen eine gute Werbebeschriftung zu.*





Der DKW-Kombi *ist werktags ein vollwertiges Nutzfahrzeug mit den guten Transporteigenschaften des DKW-Kastenwagens; er hat einen fast 5 cbm großen, leicht zugänglichen Laderaum. Zum Sonntag aber läßt er sich mit wenigen Handgriffen in einen idealen Wochenendwagen verwandeln, in dem die ganze Familie nebst allen notwendigen Ausrüstungsgegenständen (siehe oberes Bild) bequem Platz hat.*

Budu Swanidze, der Neffe des Diktators:

Mein Onkel Joseph Stalin

SECHSTE FOLGE

Stellt Euch bloß vor, eines Tages kam Soso zu mir, als ich auf Jagd war", erzählte uns mein Vetter Mosse Mikeladze einmal über meinen Onkel Joseph. „Und während er auf mich wartete, leerte er tatsächlich den ganzen Tschuri!"

Der Tschuri ist ein großer irdener Krug, in dem die Georgier ihren Wein aufbewahren. Sie vergraben ihn im Boden, damit der Inhalt kühl bleibt. Mikeladzes Tschuri faßte ungefähr 20 Liter.

„Und ich bin ganz sicher, daß fast noch die Hälfte drin war, als ich ging", fuhr er mit Kopfschütteln fort. Er hatte vor Onkel Sosos gewaltigem Durst einen großen Respekt. „Und dabei blieb es nicht. Mit all dem Wein in seinem Bauch, der ihm nicht einmal zu Kopf stieg, vertilgte er noch vier große Terrinen Hammelbrühe. Das ist ein Mann. Der wird's noch mal weit bringen, dein Onkel Soso."

Sikokarangozichwili war von etwas anderem beeindruckt: Dein Onkel ist ein richtiger Held. Sein ganzes Leben hat er dafür gekämpft, unser Land von den Russen zu befreien. Sie haben ihn immer wieder eingelocht und er ist ihnen immer wieder entkommen. Sie haben ihn nach Sibirien geschickt und anstatt zu erfrieren, hat er einem Wachtposten seinen Dolch in die Rippen gebohrt, und, bums, war er wieder da. Jetzt sucht die Polizei schon wieder nach ihm, jeder kennt ihn, aber keiner verrät ihn. Er spaziert durch Tiflis und Baku. Er besucht Lokale und singt für seine Genossen, sammelt für seine Partei, und jeder gibt ihm Geld. Fürst Dimitri Tscheretelli hat ihm sogar ein Goldstück geschenkt und ihm gesagt: ‚Soso Dschugaschwili hat das Seminar in Tiflis nicht umsonst besucht. Er ist unser Laguieschwili. Er wird die Russen und ihre Polizisten aus dem Lande werfen!'"

(Laguieschwili, der ebenfalls auf dem Seminar in Tiflis erzogen worden war, galt unter den Georgiern als Held, weil er den Rektor umgebracht hatte, der Georgisch „eine Hundesprache" genannt hatte).

Ich mußte noch ein Weilchen warten, bis ich diesen Mann, den sogar Fürsten bewunderten, sehen konnte, denn als wir in Gori ankamen, trafen wir zwar meine Tante Keke, aber Onkel Soso war nicht da. Er war im Dorf Savane geblieben und wollte erst ganz kurz vor der Trauungszeremonie erscheinen, um sich so wenig wie möglich in Gori aufzuhalten. So war die Gefahr einer Verhaftung am geringsten.

Als wir zur Kirche kamen, stand eine Gruppe von Männern in kaukasischer Tracht vor der Tür. Sie sahen wie Krieger aus. Über ihrer Brust kreuzten sich die Patronengürtel, am Leibriemen hingen die langen Dolche, in den Händen hielten sie Peitschen. Unter ihnen stand ein Mann von nur mittlerer Größe, der ganz anders angezogen war. Er trug einen dunkelgrauen Anzug, seine dicksohligen Schuhe hatten ziemlich hohe Absätze, und auf seinem Kopf — —

„Wer ist der Mann, der dieses Ding auf dem Kopf hat, das wie ein Kochtopf aussieht?" fragte ich meinen Vetter Sandro Tschikischwili im Flüsterton.

„Das ist dein Onkel Soso", sagte er lehrhaft, „und er trägt einen Derbyhut." Dann kicherte er. „Er versucht, wie ein richtiger Bräutigam auszusehen."

Ich ging auf den Mann im Derbyhut zu und sagte: „Guten Tag, Batono Soso."

Er lachte. „Du kannst mich ruhig Onkel nennen." Ich sah mir diesen Verwandten, über den ich schon so viel gehört hatte, ganz genau an. Er hatte einen kleinen Schnurrbart, über seine Wangen zogen sich Krähenfüße, seine buschigen Brauen verschleierten fast die Augen, aus denen ein gelber Strahl hervorbrach, wie bei einem Leoparden. Kaum sichtbare Pockennarben gaben seinem Gesicht einen wilden Ausdruck. Doch er lächelte mich freundlich an, so daß ich hinter seinen halbgeöffneten Lippen blitzendweiße Zähne sah: „Ich habe gehört, daß du ein Teufelsjunge bist. Das ist gut. Ich mag keine Muttersöhnchen. Aber übertreib's auch nicht. Du hast eine gute Mutter und sie steht ganz





STECHENDE AUGEN, *eine niedere Stirn und ein verkniffener Mund waren die Merkmale in Stalin-Dschugaschwilis Gesicht, als er fünfzehnjährig 1894 das Priesterseminar in Tiflis besuchte, wo erstmalig seine renitente, revolutionierende Natur zum Durchbruch kam. Fotos: Opera Mundi/Paris*



JUGENDLICHE BEWUNDERUNG *brachte der fünfzehnjährige Budu Swanidze seinem Onkel entgegen, der damals unter den Georgiern als „Freiheitsheld" einen einmaligen Ruf hatte. Über sein erstes Zusammentreffen mit Stalin berichtet Swanidze in der heutigen Folge unseres Berichtes.*

Von den letzten Begegnungen mit dem Roten Diktator im Kaukasus, auf der Krim und im Tiefbunker des Kreml führte Budu Swanidze den Leser in die Zeit zurück, die heute schon zur legendären Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion geworden ist. Dieses Bild, das Swanidze von seinem Onkel entwirft, ist privater, intimer Natur und muß daher einseitig sein. Es zeigt nur Stalin, den Familienvater, den wohlwollenden Onkel, nicht den erbarmungslosen, unmenschlichen Sowjet-Zaren, der sich über die Leichen seiner einstigen Freunde zu einer Position hochdiente, in der er ganze Völker ins Unglück stürzte. Dennoch ist Swanidzes Bericht ein menschliches Dokument von historischem Wert, ein Dokument, das Licht in das Dunkel des Geheimnisses Joseph Stalin bringt.

allein in der Welt. Vergiß nicht, daß du für sie sorgen mußt, wenn du erwachsen bist."

Da begannen die Kirchenglocken zu läuten, und wir schritten im Gänsemarsch zum Gottesdienst. Ich sah meinen Onkel erst wieder nach der Trauung, als alle Gäste sich im Haus des Fürsten Budu Mdvani trafen, der ein guter Freund meines Onkels war.

Uns Kindern wurde das Essen an einem besonderen Tisch aufgetragen. Als wir fertig waren, begannen wir zu spielen. Doch ich war noch immer neugierig, was mein Onkel für ein Mann war. Daher schlich ich mich wieder herein, um den Tisch der Männer zu beobachten. (Nach georgischer Sitte essen Männer und Frauen an getrennten Tischen).

Mein Onkel bat gerade den Fürsten Mdvani, ihm seine Büchse für eine Gamsjagd am folgenden Tag zu leihen.

„Selbstverständlich, selbstverständlich", rief Mdvani. „Du weißt doch, ich kann dir nichts abschlagen, Soso. Alles, was ich habe, gehört dir."

„Hoppla, nicht alles, Budu, nicht alles." Onkel Soso lachte. „Wie steht es mit Tamara, deiner schönen Frau?"

Als sie ihren Namen hörte, stand die Fürstin Mdvani von ihrem Platz am Frauentisch auf und kam zu den Männern. Mdvani war für seine Eifersucht bekannt. Erst kürzlich hatte er einen seiner Vettern in einem Duell mit dem Dolch verletzt, weil er Tamara gegenüber zu aufmerksam gewesen war. Mdvani wurde purpurrot und rief heiser: „Bleib' an deinem Tisch, Tamara!"

„Reg' dich bloß nicht künstlich auf, Budu", lachte Onkel Soso. Ich will von deiner Frau ja gar nichts wissen, ich liebe meine eigene und mehr will ich nicht."

Mdvani sank in seinen Stuhl zurück und sah etwas dümmlich drein.

„Keke", rief Onkel Soso, komm' her und setz' dich neben mich, ich sing' dir was vor."

Ich hatte schon gehört, daß Onkel Soso eine gute Stimme hatte. Und tatsächlich rechtfertigte er seinen Ruf. Klar und sonor begann er ein Liebeslied:

„Heut' nacht holt' ich Zweige,
Versilbert vom Mond,
Um Girlanden der Liebe zu winden."

Als er geendet hatte, brachen die Gäste in frenetischen Beifall aus. Mdvani sprang auf, riß Säbel und Dolch heraus und begann einen wilden Schwertertanz. Unter lauten Rufen scharten sich die Männer im Kreise um ihn. Seine Waffen blitzten in gleißendem Wirbel über seinem Kopf, und mit jedem Mal sprang er höher, während er seine Füße in der Luft zusammenschlug. Im Kreise herumwirbelnd kam Mdvani Auge in Auge mit Onkel Soso, der sofort zwei Dolche aus dem Gürtel seines Nebenmannes riß, in den Kreis vorsprang und ebenfalls zu tanzen begann. Seine gelben Augen schienen Blitze auszusenden, seine Nasenflügel bebten und das dichte, wellige Haar fiel ihm wie Fransen in die Stirn. Seine Rechte schwang einen der Dolche, in der Linken hielt er den andern, mit dem er den Takt gegen seine Schenkel schlug. Die zwei Männer tanzten einander zugewendet. Und plötzlich riß Onkel Soso seine Linke mit einem kräftigen Ruck hoch, so, als wolle er den Dolch tief in die Brust seines Freundes bohren. Mitten in der Bewegung hielt er inne, warf sein Haar mit einem Schwung des Kopfes zurück, um in dieser Tanzpose zu erstarren, als Schattenriß gegen das Licht des Abends.

„Allah Verdi, Soso, Allah Verdi!" schrien die Männer in ihrer Begeisterung. Sie gebrauchten den Moslemausruf „Gott ist mit dir", den der Islam als







Fortsetzung

Mein Onkel Joseph Stalin

sonderbaren Überrest unter den christlich-orthodoxen Georgiern zurückgelassen hatte.

„Du tanzt wie ein echter Abrek", rief einer unter ihnen.

Die Abreks sind kaukasische Briganten, halbe Wegelagerer, halbe Patrioten, die die russischen Karawanen ausraubten und ihre Beute unter ihren Landsleuten verteilten, die unter dem Joch der Zaren lebten.

Das Wort Abrek verwandelte meinen Onkel mit einem Schlag. Noch mit den Dolchen in seinen Händen wandte er sich abrupt einem offenen Fenster zu, dem blutroten Sonnenuntergang über den langen, geschwungenen Linien der fernen Berge entgegen. Für einen Augenblick starrte er zum geröteten Himmel empor. Dann wandte er sich wieder uns zu. Die Landschaft hinter ihm schien wie ein Rahmen um eine unheimliche Gestalt.

Mit lauter Stimme rief er: „Ja, ich bin ein Abrek. Und ich bin stolz darauf. Wir alle, die Dschugaschwilis, die Swanidzes, die Gueladzes, wir alle sind Abreks und Söhne von Abreks. Wir sind die Männer der Berge, die die Geschichte schon immer gesendet hat, um das Volk von den Ketten der Sklaverei zu befreien. Und wir werden unsere Heimat von den Zaren befreien. Und dann werden wir ganz Rußland von ihrem Joch erlösen. Die Zaren haben unser Land versklavt. Sie haben ihr Versprechen gebrochen, uns unsere nationale Freiheit zu lassen. Sie haben versucht, uns zu Knechten zu machen, wie die Leibeigenen Rußlands. Das war ihr Fehler! Sie haben wohl neue Untertanen gewonnen, aber es sind Männer der Berge, Abreks, die nie zu Sklaven werden, die das Zeichen der Revolte weitergeben werden. Zar Alexander II. hat gesagt, der Kaukasus ist die Perle der kaiserlichen Krone! Er ist eine blutrote Perle, und eines Tages wird sie das Verschwinden des letzten Selbstbeherrschers aller Reußen bestrahlen!

Auch wir haben unsere Zaren in Georgien. Doch sie waren Freunde der Freiheit. Die russischen Zaren sind die Nachfolger der mongolischen Khans, der asiatischen Despoten, die über dieses ‚Völkergefängnis' Rußland herrschten. Wir werden unsere Freiheit zurückgewinnen, und wir werden dieses Völkergefängnis in tausend Teile zerbrechen. Wir, die Abreks, die Revolutionäre des Kaukasus, wir werden die Befreier Rußlands sein, denn wir, die Männer der Berge, sind nicht wie jene Menschen der russischen Ebene, die Jahrhunderte die Sklaverei ertragen haben: Genossen, es lebe die Freiheit!"

Begeisterte Rufe brandeten hoch, als mein Onkel geendet hatte. Mdvani umarmte ihn stürmisch und spontan begannen die Gäste die Hymne der Abreks zu singen: „Erwacht, erwacht, schlafende Brüder ..."

Die wilde Feier ging noch weiter, als wir Kinder schon längst vor Müdigkeit in die Betten gesunken waren. Ich war noch im Halbschlaf, als wir am nächsten Morgen in unserm zweirädrigen Eselskarren den Rückweg antraten. Verschlafen und wortlos starrte ich auf die Berge.

„Woran denkst du, Budu?" fragte mich meine Mutter.

„An Onkel Soso. Was er für ein großartiger Mann ist. Ich möchte wie er werden, Mutter. Ich möchte auch ein Abrek werden, und in den Bergen leben, und die russischen Soldaten und Polizisten umbringen, und ihr Geld stehlen, und ..."

Eine weitausgeholte Ohrfeige unterbrach mich. In meinen Ohren sangen die Engel.

„Solche verrückten Ideen!" schrie meine Mutter. „Das ist für dich, Abrek, und das ...!" Ein zweiter Schlag riß meinen Kopf auf die andere Seite: „Das ist für deinen Onkel Soso!"

*

Es war nicht das Beispiel meines Onkels Joseph, das mich veranlaßte, in die kommunistische Partei einzutreten. Meine Entwicklung in dieser Richtung begann durch eine dumme Maßnahme der zaristischen Polizei.

Ich besuchte noch die Höhere Schule, als eine Geburtstagsgesellschaft für einen meiner Freunde von der „Okhrana" ausgehoben wurde. Wir mußten eine Woche im Gefängnis zubringen, ehe wir wieder auf freien Fuß gesetzt wurden. Die Zeitungen waren voll von Geschichten über eine „Verschwörung an der Höheren Schule".

Es gab keine Verschwörung, doch die Lektion, die uns über die Methoden der russischen Polizei erteilt worden war, mußte uns zwangsläufig zu Feinden der Polizei und des Systems machen, dem sie diente.

Ich hatte auch nicht die Episode vergessen, die ich erlebte, als ich auf der juristischen Fakultät der Universität von St. Petersburg immatrikulierte. Damals, im November 1913, war ich für eine der revolutionären Parteien reif. Diese Tendenz wurde noch betont durch den Umstand, daß die Hauptstadt von georgischen Studenten geradezu überlaufen war. Und fast alle waren revolutionäre Sozialisten, Anarchisten oder Sozialdemokraten der menschewistischen oder



KEKE SWANIDZE, *Joseph Stalins erste Frau. Nach Berichten alter Freunde Stalins war sie eine einfache, religiöse und bescheidene Frau, die für die Pläne ihres Mannes keinerlei Verständnis hatte. Sie starb früh; der Sohn aus ihrer Ehe verschwand in der Versenkung, nachdem er im Kriege eine Zeitlang in deutscher Kriegsgefangenschaft war.*

bolschewistischen Richtung. Daß ich Bolschewik wurde, ist weniger auf politische Überzeugung zurückzuführen als vielmehr auf die Tatsache, daß mein bester Freund Iwan Meskhi assistierender Sekretär der bolschewistischen Studentenbewegung war.

Ich war kein sehr aktiver Bolschewist. Zwei- oder dreimal im Monat besuchte ich eine Versammlung. Das heißt, wir nannten es Versammlung. Es geschah nichts weiter, als daß wir marxistische Literatur, ausländische Zeitungen, die Prawda, das Organ der Bolschewisten, und illegal gedruckte Flugblätter lasen. Auch in der Schule strengte ich mich nicht besonders an. Iwan Meskhi merkte es und beschloß, mir Arbeit zu geben.

„Pass' einmal auf, Budu", sagte er zu mir, „du wirst zu faul. Du gibst dir keine Mühe mit dem Studium, du besuchst keine Vorlesungen, du liest nicht einmal. Was machst du überhaupt mit deiner Zeit? Du mußt irgend jemand kriegen, der sich darum kümmert, daß aus dir ein nützlicher Mensch wird. Ich hab' was für dich. Du wirst Korrektor bei der Prawda."

Und am selben Tage nahm er mich zum Nachrichtenredakteur der Prawda mit. Es war ein Student der Wirtschaftsfakultät am Polytechnischen Institut. Sein Name war Wjatscheslaw Michaelowitsch Scriabin, doch er war bekannter unter dem Pseudonym, mit dem er seine Artikel signierte: Molotow.

Für den Zweck, mir einen Chef zu geben, der sich um meinen Fleiß bemühte, hatte Iwan genau den richtigen Mann ausgesucht. Scriabin - Molotow arbeitete 16 Stunden am Tag, und er erwartete von mir dasselbe. Was das Ganze noch verschlimmerte: Er wohnte direkt neben mir, in der Rakovij Pereulok Nr. 3, so daß „drücken" für mich un-

möglich wurde. Wenn wir das Büro verließen, brachte er mich nach Hause, als sei er mein Beschützer, obwohl er mit 23 nur fünf Jahre älter war. Neben meiner Tätigkeit als Korrektor hatte ich Molotows Post zu erledigen. Statt 16 Stunden am Tag hätte ich ohne weiteres 24 Stunden arbeiten können; zu tun gab es genug.

Wir Georgier als Menschen des Südens lieben es, langsam zu arbeiten. Nach zwei Monaten des Schuftens unter Molotow suchte ich verzweifelt nach einem Weg, seinem Joch zu entkommen.

Es war am 27. Januar 1913, als Molotow mir sagte: „Kommen Sie heute abend in meine Wohnung, Genosse! Es kommt ein neuer Chefredakteur, der den Genossen Jascha ersetzen wird." (Jascha war Swerdlow, Prawda-Chefredakteur bis zu seiner Verhaftung 1912.) „Er wird den Alten Mann vertreten." (Damit meinte er Lenin.) „Er wird die gesamte Tätigkeit der Bolschewiken in St. Petersburg leiten."

„Wer ist er?" fragte ich.

„Das geht Sie nichts an. In seinem Paß steht Iwan Nikoladze."

„Nikoladze!" rief ich aus. „Ein Georgier?"

„Höchstwahrscheinlich."

Um sieben Uhr abends war ich bei Molotow. Als ich hereinkam, spielte er mit dem neuen Chefredakteur Schach. Ich schien im unrechten Moment zu kommen.

„Du hast die Figur berührt", argumentierte Molotow. „Und berührt — geführt. Du mußt jetzt ziehen. Das ist die Regel."

„Aber ich sage dir doch, ich habe sie nicht absichtlich berührt. Es war ein reiner Zufall", protestierte der Besucher. „Jeder kann sehen, daß kein vernünftiger Mensch jetzt mit der Figur ziehen würde."

„Zufällig oder nicht, du hast sie berührt", bestand Molotow. „Und nach den Regeln mußt du jetzt auch damit ziehen. Und wenn es dir nicht paßt, nach den Regeln zu spielen, hör' ich auf."

„Ich habe noch nie einen solchen Ischak gesehen", explodierte der andere, während er vom Stuhl hochsprang.

„Ischak? Ischak? Was heißt das?" fragte Molotow.

Wenn er es nicht wußte, ich wußte es. Es war ein Wort aus dem Georgischen und hieß „Esel". Ich glaubte außerdem den Akzent von Gori, meiner eigenen Heimat, in den Worten des Fremden entdeckt zu haben. Interessiert sah ich dem Mann ins Gesicht, der jetzt auf mich zukam — er war von mittlerer Größe, sein Haar war so kurz geschnitten, daß ich vermutete, es sei ihm geschoren worden. Auf seiner Nase saß eine Stahlbrille. Sein Mund unter dem kleinen, gepflegten Schnurrbart hatte sich trotz der vorausgegangenen Auseinandersetzung zu einem Lächeln verbreitert und seine Augen sprühten Funken durch die Brillengläser. Auf den Wangen sah man deutlich Pockennarben.

„Genosse Swanidze", fuhr Molotow fort, „was heißt Ischak?"

„Swanidze?" rief der Besucher aus. „Kommen Sie zufällig aus Gori?"

Er kam näher, nahm seine Brille ab und umarmte mich.

„Budu! Mein kleiner Budu! Jetzt gehörst du auch zu uns!"

Ich erkannte trotz seines unmöglichen Haarschnitts meinen Onkel Joseph Dschugaschwili.

Nach jenem Abend sah ich ihn häufig im Hause eines georgischen Freundes, Lado Kawtaratze, der ebenfalls Bolschewik war. Oft kam Onkel Joseph auch ins Prawda-Büro, wo er seine Artikel unter dem Namen „Stalin" verfaßte.

Wieder hatte ich Gelegenheit, meinen Onkel zu bewundern. Nach vier Inhaftierungen und fünf gelungenen Fluchtversuchen aus Sibirien lebte er nicht nur mit einem gefälschten Paß in der Hauptstadt, sondern zählte auch zu den Besuchern des Winterpalastes der Zarenfamilie. Die Möglichkeit, das Palais des Selbstbeherrschers aller Reußen ungehindert zu betreten, verdankte er seiner Freundschaft zu dem georgischen Fürsten Orbeliani. Orbeliani war ein bemerkenswerter Mann, zu dessen zahllosen Auszeichnungen auch der chinesische Titel „Allerdurchlauchtigster" gehörte, den er von einem Vorfahren geerbt hatte, der der Sage nach Neffe Kublai-Khans gewesen und mit Marco Polo nach Georgien gekommen war. Orbeliani war Adjutant der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna. Doch dieser Umstand hinderte ihn nicht, äußerst liberal zu sein und alle georgischen revolutionären Gruppen einschließlich der Bolschewisten zu unterstützen.

Fortsetzung folgt

Liliane de Rethy,
Frau neben dem Thron



und der kleine König

von * * *

SIEBENTE FOLGE

„Hätte der König seine Heirat mit Liliane Baels, der jetzigen Prinzessin de Rethy, um drei Jahre aufgeschoben, hätte er irgendeine angesehene Persönlichkeit des belgischen politischen Lebens in sein Herzensgeheimnis eingeweiht und wäre er dann am 8. Mai 1945 in Begleitung seiner jungen Frau mit einem Jeep in Brüssel eingezogen, wie ganz anders hätten sich die Dinge entwickelt!"

So seufzt heute der königstreue Journalist Jo Gerard. An dem Geschehenen können Seufzer nichts mehr ändern. Die Nachricht von der Heirat des Königs ist an diesem 7. Dezember ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Blitz, der mit glühender Wucht in Belgiens Boden einschlägt und die Erde spaltet. Aus dieser Spalte wird dann mit den Jahren eine tiefe Kluft, die den König von seinem Volk trennt. Leider fehlt es an klugem Rat, wie man über diese Kluft noch rechtzeitig eine Brücke schlagen könnte.

Zur Zeit herrscht im Schloß von Laeken die Stimmung illusionsreicher Flitterwochen. Prinzessin Joséphine-Charlotte (die vor kurzem dem Erbgroßherzog Johann von Luxemburg angetraut wurde), ist bei ihrer Tante in Italien. Dort erfährt sie, daß ihr Vater geheiratet hat. Sie schreibt an die beiden einen langen Brief voll Begeisterung und Zärtlichkeit. Die zwei kleinen Prinzen sind von Ciergnon nach Laeken zurückgekommen und der König selbst teilt ihnen das große Ereignis mit.

Der zwölfjährige Baudouin springt mit strahlendem Gesicht um den Hals des Königs.

„Ich gratuliere dir, Papa! Das hast du gut gemacht..."

Liliane eilt herbei und umarmt die beiden Kinder. Die Freude der Buben ist so groß, daß sie nur schwer ihre Tränen zurückhalten kann. Sie ist tief gerührt.

„Jetzt müßt ihr, meine Kinder, über etwas nachdenken. Ihr müßt für mich eine Anrede finden. Ich glaube, es wäre nicht nett, wenn ihr zu mir Madame sagen würdet, das klingt doch zu förmlich. Ihr werdet sicher irgendein nettes Wort finden, mit dem ihr mich anreden wollt. Ich überlasse euch ganz die Wahl."

Einen Augenblick lang blickt Prinz Baudouin auf Liliane, dann streift sein Blick das Gesicht seines Vaters und er dreht sich seinem kleinen Bruder zu. Er scheint überrascht zu sein. Auch der kleine Albert wirft einen erstaunten Blick auf Liliane. Sie lächelt und ihre Hand streicht über den Kopf des erstaunten Bübleins.

„Nehmt euch ruhig Zeit zum Nachdenken."

„Aber warum müssen wir einen anderen Namen finden?" fragt Baudouin, „du bist doch jetzt ‚Maman' für uns."

Liliane wird sichtlich verlegen. Der König lächelt. Die spontane Antwort seines Sohnes bereitet ihm eine unbeschreibliche Freude. Liliane ist nicht weniger glücklich, doch sie schüttelt den Kopf.

„Nein, meine Kinder. Das geht nicht gut. Ich werde wohl alles tun, um für euch eine Mutter zu sein, aber der Name ‚Maman' gehört für immer eurer Mutter, die ihr nicht vergessen dürft. Für mich werdet ihr sicher einen anderen netten Namen finden."

Baudouin geht die Sache nicht richtig in den Kopf.

„Unsere Mutter ist Maman und du bist auch Maman."

„Selbstverständlich!" ruft der kleine Albert. „Warum könnten wir nicht zwei Mamans haben?"

Liliane kann den Wunsch der Kinder nicht abschlagen. Auch der König und die Königinmutter finden die Anrede „Maman" als selbstverständlich. Niemand wird das als eine Verletzung des Andenkens der verstorbenen Königin auslegen.

„Es ist wirklich rührend, daß Baudouin und Albert unbedingt Maman zu mir sagen wollen", sagt Liliane zum König, als sie sich nach dem Abendessen in den kleinen Salon zurückziehen. „Ich bin unendlich glücklich, daß wir uns



KÖNIG BAUDOUIN *verstand sich schon als kleiner Junge ausgezeichnet mit seiner Stiefmutter, Prinzessin Liliane de Rethy. An diesem herzlichen Verhältnis änderte sich auch nach Übernahme der Regentschaft nichts. Liliane hatte immer Verständnis für Baudouin. Im Urlaub begleitet sie den König häufig auf Angelpartien, bei denen sie allerdings nur Zuschauerin spielt. Wenn Fische anbeißen, freut sie sich mit ihm. Foto: Mauritius*

alle so gut verstehen . . . doch ich habe etwas gezögert, nicht nur wegen Astrids Andenken, sondern . . . du wirst es vielleicht verstehen . . . ich bin eine Frau und ich hätte das Wort Maman zum erstenmal aus dem Mund meines eigenen Kindes hören wollen . . ."

Dieser Wunsch bleibt nicht lange unerfüllt. Am 18. Juli — wir schreiben das Jahr 1942 — erscheint auf der ersten Seite des belgischen Amtsblattes „Le Moniteur" ein Hofbulletin: „Die Gattin des Königs hat heute früh um 6 Uhr 30 einem Sohn das Leben geschenkt. Er trägt den Namen Alexander-Emanuel-Henri-Albert-Marie-Leopold. Die Mutter und das Kind befinden sich wohl." Die Geburtsurkunde wurde von Monsieur Coelst, Bürgermeister von Brüssel, ausgestellt. Die Urkunde trägt die Unterschriften des Präsidenten des Kassationshofes, des Oberstaatsanwaltes beim Kassationshof und mehrerer Würdenträger des königlichen Hofes.

Das Volk nimmt das Ereignis stumm zur Kenntnis. Jeder zwingt sich eine gewisse Zurückhaltung auf. Die meisten Belgier haben zur Stunde andere Sorgen.

Einige hohe Persönlichkeiten nützen die Geburt des Prinzen Alexander als Vorwand zu einer patriotischen Kundgebung aus. Diese wird als eine kirchliche Zeremonie getarnt. Die königstreuen Patrioten versammeln sich in der Kirche Sainte Gudule zu einem feierlichen Te Deum. Es ist eine Loyalitätskundgebung dem König gegenüber. Er ist in den Augen der hier versammelten Personen das Symbol der nationalen Unabhängigkeit. Die Zeremonie endet mit der Brabançonne.

König Leopold soll fliehen!

Zwei schwere Jahre stehen Belgien und der ganzen Welt noch bevor. Endlose Opfer, unendliches Leid. Die Hoffnungen auf einen baldigen Frieden erlöschen überall. Die Schlacht auf den Steppen Rußlands geht mit wechselndem Glück rastlos weiter. Es hagelt Bomben über alle Länder, die Zahl der Obdachlosen wächst mit jeder Nacht.

König Leopold verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die Ereignisse. Er versucht wiederholt, die moralische Autorität, die er als König der Belgier trotz seiner Gefangenschaft noch besitzt, im Interesse seines Volkes einzusetzen.

Der deutsche General von Falkenhausen begibt sich oft nach Laeken und hört persönlich die Klagen und Proteste Leopolds an. Er zeigt viel Verständnis für das Leid der belgischen Bevölkerung. Er verabscheut auch die Methoden der Geheimpolizei, doch er kann sich den vom Führerhauptquartier erteilten Befehlen nicht widersetzen.

So wie sich die Widerstandsbewegung mehr und mehr organisiert, so nimmt auch der Terror der Rexisten zu. Man kann bereits von einer inneren Front sprechen. Die Abwehr steht einer auf weiter Basis organisierten Widerstandsbewegung gegenüber. Unter den Führern der Maquisarden befindet sich van Acker, eine eminente Persönlichkeit der Sozialdemokraten. Er hat einen kühnen Plan ausgearbeitet: der König soll aus Laeken entführt werden und die oberste Führung der Widerstandsbewegung übernehmen!

Die Idee einer Flucht nach London wurde von mehreren Hofleuten bereits vor einiger Zeit dem König anheimgestellt. Nach kurzer Überlegung wies er jedoch den Vorschlag ab. Die Sache kam ihm zu abenteuerlich vor. Was könnte seine Anwesenheit in London, neben den belgischen Ministern, die ihn als Landesverräter gebrandmarkt hatten, der Sache der Alliierten und der Befreiung Belgiens dienen? Auch König Christian von Dänemark blieb in seinem Land, um dem Volk durch seine Anwesenheit mehr Mut zu schenken! Aber wie steht es mit Wilhelmine von Holland? Und die Großfürstin von Luxemburg? Und Haakon von Norwegen? Sie verließen ihre Länder, um den Befreiern zu helfen. Sie alle sind große Helden der Geschichte geworden. Launen des Schicksals. Leopold gegenüber war das Schicksal immer schlecht gesinnt.

Auch van Ackers Idee, die Flucht in die unterirdische Widerstandsbewegung, gefällt dem König nicht. Er befürchtet furchtbare Repressalien gegen das belgische Volk. Wie sollte es auch gelingen, ihn Monate oder vielleicht sogar Jahre lang im besetzten Land versteckt zu halten? Die Deutschen würden sicher jeden Quadratmeter belgischen Bodens, jedes Haus, jeden Winkel in den Wäl-

Fortsetzung 

und der Kleine König

dern der Ardennen durchsuchen, um ihn zu finden. Einige Wochen lang könnte vielleicht das Versteckspiel gelingen, aber wer darf es hoffen, daß die Stunde der Befreiung schon in einigen Wochen schlagen wird? „Es ist noch zu früh, an die Ausführung eines solchen Planes zu denken." Mit diesen Worten schlägt er den Vorschlag der Maquisarden ab.

Auch dies wird auf die „Sündenliste" der Prinzessin von Rethy geschrieben. „Nur ihretwegen wollte der König Laeken nicht verlassen!" ruft mit Empörung die Opposition. „Das Leben ist angenehmer in den Armen einer schönen Frau als bei Regen und Nebel im Versteck der Patrioten!" Ein Königstreuer seufzt wieder: „Wäre Leopold dem Ruf der Maquisarden gefolgt, so hätte man sofort die Geschichte mit seiner Heirat vergessen!"

Warnung an den König

In Laeken geht das Leben eintönig weiter. Offiziell empfängt der König niemand. Hie und da nehmen einige gute Freunde als Gast am Familientisch Platz. Die Mahlzeiten sind bescheiden. Liliane selbst reicht die Platten umher. Sie hat in das königliche Schloß die Stimmung und den Charme eines unzeremoniellen bürgerlichen Familienlebens eingeführt. Jeder ist ihr dankbar dafür.

Baudouin und Albert wohnen jetzt im Schloß Stuyvenberg, im westlichen Teil des Parks von Laeken, das sonst als Residenz der Königinmutter Elisabeth dient.

Auch hier führt Prinz Baudouin das Leben eines Pfadfinders. Er nimmt an sämtlichen Übungen und Ausflügen der Gruppe teil, der er angehört. Jedesmal, wenn die Pfadfinder sich an Hilfswerken beteiligen, macht auch Prinz Baudouin mit. Er läuft mit einer Sammelbüchse in der Hand durch die Straßen von Brüssel, um für die Kriegsbeschädigten Spenden zu sammeln. Im Fürsorgeheim der mittellosen Invaliden hilft er, die Suppe auszuteilen. Die Leute, die ihm einen Franken schenken oder die aus seiner Hand einen Teller mit warmer Suppe entgegennehmen, wissen meistens nicht, daß der kleine Junge der Kronprinz ist.

Anfang 1944 versuchen die Maquisarden noch einmal, den König zu einer Flucht zu überreden. „Majestät laufen Gefahr, nach Deutschland verschleppt zu werden" flüstert man dem Gefangenen von Laeken zu. Wieso sind die Leute so gut informiert? Nichts läßt verraten, daß Hitler die Deportierung des belgischen Königs nach Deutschland plant.

Der Führer befiehlt

Zwei Monate vergehen. Es passiert nichts. Die Maquisarden haben sich also geirrt. Wahrscheinlich hat man im Führerhauptquartier andere Sorgen als das Befinden des belgischen Königs. Die deutschen Truppen müssen unter dem Druck der Russen allmählich nach dem Westen zurückweichen. Dann kommt in der Nacht vom 6. Juni das entscheidende Ereignis: die Alliierten sind in der Normandie gelandet!

Nun stellt es sich heraus, daß die Informationen van Ackers und seiner Freunde richtig waren. Nach am selben Abend eilt Oberst Kiewitz zum König: „Majestät, ich habe eine schlechte Nachricht für Sie. Ich erhielt soeben einen Befehl des Führers, sie morgen früh nach Deutschland zu bringen."

Der König bewahrt seine Ruhe und antwortet entschlossen:

„Ich werde diesem Befehl nicht Folge leisten. Ich bin der König der Belgier. Ich werde den Boden meines Landes unter keinen Umständen verlassen."

„Majestät, ich kann mich dem Befehl nicht widersetzen. Die Sache ist mir außerordentlich peinlich, aber ich bin ein Offizier und ich muß gehorchen."

„Aus welchem Grund soll ich Laeken verlassen?"

„Sie sind nicht mehr in Sicherheit hier."

„Droht mir in Laeken irgendeine Gefahr?"

„Ja, Sire. Der Kampf tobt bereits im Norden Frankreichs. Der Kriegsschauplatz kann sich in wenigen Tagen auf Belgien ausdehnen."

„Ich bin ein Soldat und ein Soldat hat seinen Platz dort, wo die Gefahr ist."

„Majestät, jeder Widerstand ist nutzlos. Wenn sie morgen früh in meiner Begleitung abfahren, so bleiben sie unter der Obhut der Wehrmacht. Wenn sie sich aber weigern, mit mir abzufahren, so wird Himmler der SS den Befehl übertragen."

„Ich bin ein Gefangener der Wehrmacht und will mit der SS nichts zu tun haben."

„Eben deshalb bitte ich Sie, Sire, sich morgen früh um 7 Uhr zur Abfahrt bereitzuhalten."

Der König protestiert sofort schriftlich bei General von Falkenhausen. „Oberst Kiewitz hat mich heute abend um 20.30 Uhr informiert, daß ich morgen um 7 Uhr auf Befehl des Führers nach Deutschland verschleppt werden soll. Ich protestiere kategorisch gegen diese Maßnahme. Ich werde niemals damit einverstanden sein, den belgischen Boden zu verlassen."

Der König äußert seinen Wunsch, die Prinzen Baudouin und Albert sprechen zu können. Die beiden Knaben sind gerade auf Sommerferien in Ciergnon. Der Oberst telephoniert und gibt Befehl, daß die Kinder sofort nach Laeken zurückgebracht werden sollen, damit sie ihren Vater noch vor seiner Abreise sehen können. Die Feldgendarmerie kann die Reise der beiden Prinzen bei Nacht nicht zulassen. Fast ununterbrochen ist Fliegeralarm. So wird es 7 Uhr morgens, als Vicomte du Parc mit den beiden Jungen Ciergnon verlassen kann. Zur gleichen Zeit fährt König Leopold in Laeken ab.

„Wir wollen hoffen, daß recht bald alles ein gutes Ende nimmt", sagt der König zu Liliane, während er sie zum Abschied umarmt. „Die Kinder sollen unbedingt hier bei dir bleiben. Auf keinen Fall lasse sie von dir trennen!"

„Wahrscheinlich werden wir den Kindern unterwegs begegnen", erklärt der Oberst Kiewitz dem König, während ihr Wagen den Weg in Richtung Namur einschlägt. Diese Hoffnung bleibt unerfüllt. Die Feldgendarmerie hat den

Nicht abgesandt

Aus dem Brief einer Frau von Eva Falk

Dieser schrecklich lange Sommerabend! Die Zeit kriecht voran, als säße ich zu Gast in einem Schneckenhaus. Heute war es ganz besonders schlimm. Die Ursache peinigte mich so.

Bei jedem Geräusch auf der Straße, das durch das offenstehende Fenster kam, zuckte ich zusammen — horchte —: ein Auto — vielleicht?

Der Briefträger? Er brachte nichts für mich.

Gestern rannte ich ihm auf der Straße entgegen: Haben Sie was für mich? Ich lächelte fragend, zaghaft. — Nein! Wie kurz er antwortete. Und ich mußte — wie dumm von mir — noch einmal ungläubig wiederholen: Wirklich nichts?

Bestimmt nicht. Nein!

Da schämte ich mich. Weil ich die Antwort einer Amtsperson nicht widerlegen durfte.

Also nein! Immer nein.

Heute hätte ich ihn nicht mehr fragen können. Soll ich mich vollends lächerlich machen? Soll ich einem fremden Menschen zeigen, wie sehnsüchtig und weh mein Herz auf ein Wort, ein Zeichen von Dir wartet? Nein. Ich werde warten, warten ...

Abends läutet hier im Haus sehr oft das Telefon.

Ob es nicht für mich sein könnte?

Alles in mir spannt sich. Ich bin bereit, hochzuspringen, den Hausmantel zu greifen, ihn überzuwerfen, die Treppe mit fliegendem, jubelndem, zitterndem Herzen hinunterzujagen — warum? Alles blieb wieder still. Wie so oft. Ich Närrin.

Keiner rief durch die Tür: ... bitte schnell! ein Ferngespräch für Sie! Keiner. Es war nur ein Geschäftsanruf. Wie so oft. Das Geschäft geht gut.

Wagen, in dem die beiden Prinzen und Vicomte du Parc sitzen auf einen anderen Weg geleitet. Da sie dem Wagen nicht begegnen, glauben der König und Oberst Kiewitz, daß die Kinder noch in Ciergnon sind. Doch das Schloß ist leer als sie ankommen. Der Oberst bewilligt eine kurze Rast.

Der König bleibt eine Weile allein. Er eilt zum Telephon. Eine direkte Linie verbindet das Schloß von Ciergnon mit Laeken. Eine Minute später hört er Lilianes Stimme am Apparat. Sie ist erregt.

„Sind die Kinder angekommen?" fragt der König.

„Ja. Sie sind mittags hier eingetroffen."

„Wieso bist du so erregt?"

„Vor einer Stunde kam ein Offizier der Gestapo zu mir. Er heißt Bunting. Er hat erklärt, er müsse mich und die



„Ein Paar mit ganz dicken, weichen Kreppsohlen, ich will damit einbrechen!"

Kinder auf Himmlers Befehl nach Deutschland bringen. Ich habe protestiert und erklärt, daß ich die Abfahrt unter allen Umständen verweigere. Er hat die Maßnahme damit begründet, daß wir in Laeken nicht mehr in Sicherheit seien. Er wird noch heute abend oder morgen früh zurückkommen. Was soll ich tun?"

„Bleibe unter allen Umständen mit den Kindern in Laeken. . . Jetzt kann ich nicht mehr weiter sprechen . . . jemand kommt."

Der König legt den Hörer auf. Oberst Kiewitz erscheint an der Schwelle.

„Wir müssen weiterfahren, Sire."

In Himmlers Gewalt

Am nächsten Morgen erscheint Major Bunting wieder in Laeken und wünscht die Prinzessin von Rethy zu sprechen.

„Der Reichsführer der SS hat seinen Befehl wiederholt. Weder ich noch Sie, Madame, können uns diesem Befehl widersetzen. Bitte geben sie Anweisungen, damit wir heute abend abfahren können. Ihre eigenen Chauffeure dürfen die Wagen fahren. Die deutsche Sicherheitspolizei wird uns eskortieren."

Liliane zittert innerlich, doch sie bewahrt nach außenhin ihre Ruhe.

„Ich sage Ihnen noch einmal, daß ich nicht abfahren werde."

Jetzt verliert der Gestapo-Offizier die Geduld.

„Ob Sie wollen oder nicht, Sie und die Kinder werden heute abend abfahren! Ich gebe Ihren Chauffeuren sofort Befehl, die Wagen bereitzustellen."

Kaum ist Major Bunting verschwunden, da eilt Liliane zum Privatsekretär des Königs. Sie läßt das Personal zu sich kommen. Auch die Chauffeure sind da.

„Die Abfahrt wird nicht stattfinden! Wir müssen die Vorbereitungen des Majors sabotieren. Die Wagen müssen verschwinden!"

Aus den Kellern und aus dem Garten werden in größter Eile Bretter geholt. Man befestigt sie notdürftig an die Treppen. Die Chauffeure setzen sich an die Steuer: die Wagen sollen die Treppen hinaufgefahren werden! Die Diener und die Zofen ziehen die Wagen mit einem Strick, die Motoren arbeiten auf Hochtouren: „Los! Ho-Ruck!" Endlich ist der erste Wagen oben im ersten Stock. Liliane leitet das schwierige Manöver persönlich.

Fünf Wagen sind bereits im ersten Stock versteckt. Niemals wird es den SS-Leuten einfallen, sie dort oben zu suchen. Vier Wagen sind noch in der Garage. Da muß die Arbeit unterbrochen werden: eine deutsche Patrouille nähert sich dem Schloß. Die Bretter werden schnell abgerissen und verschwinden im Keller.

Die Königinmutter schickt ein Telegramm an das Führerhauptquartier. Sie protestiert gegen die Verschleppung der Familie. Spät abends ist noch keine Antwort da. Liliane will den Kindern die Lage nicht verheimlichen. Sie nehmen alle drei die Nachricht ruhig auf. Sie erinnern sich noch dunkel an die Schreckenstage im Mai 1940. Wahrscheinlich stehen ihnen wieder ähnliche Abenteuer bevor. Nur der kleine Prinz Alexander kann den Ernst der Lage nicht erfassen. Er spielt sorglos mit seiner Pflegerin. Sein Lachen schallt wie immer fröhlich durch die Räume. Doch diesmal bringt die Freude des Kindes eher Tränen als Lachen in Lilianes Augen.

Am nächsten Morgen ist Major Bunting wieder da. Begleitet von einer Kompagnie der SS. Die Männer gehen rings um das Schloß in Stellung. Was soll passieren? Nichts. Liliane weigert sich nach wie vor hartnäckig, dem Befehl Himmlers nachzukommen.

„Ich bedauere, Madame, daß Sie mich zu Maßnahmen zwingen, die ich gerne vermieden hätte."

Der Major fährt nach Brüssel zurück. Liliane bittet telephonisch Kardinal van Roey, den Präsidenten des Kassationshofes und den Oberstaatsanwalt, dringend nach Laeken zu kommen. Eine Stunde später sind die drei Persönlichkeiten bereits im Schloß. Liliane erklärt ihnen die Situation.

„Ich werde mich dem Befehl beugen müssen, doch ich will jedem falschen Gerücht vorbeugen. Ich verlasse Belgien zusammen mit den Kindern nur unter dem Zwang der Besatzungsmacht."

In der Kirche von Laeken schlägt die Uhr drei. Das Tor des Parkes öffnet sich. Drei Autos und vier Motorradfahrer biegen ein und halten vor dem Schloß an. Zwei Wagen sind gepanzert, die Motorräder sind mit Maschinengewehren bespickt. Major Bunting steigt aus dem ersten Wagen, gefolgt von einem Leutnant in SS-Uniform.

„Ich gebe Ihnen eine Stunde, um sich und die Kinder zur Reise bereit zu machen!"

Fortsetzung folgt

Immer warte ich auf Dich. Seit Wochen. Seit Monaten. Ich warte auf Deine Briefe. Ich warte auf Dein Kommen.

Als Du schriebst: — ab 14. bin ich bei Dir und bleibe bis Ende des Monats — da glaubte ich, ich träume. So unfaßbar schön und lang und reich lagen diese zukünftigen zwei Wochen des Zusammenlebens vor mir.

Fünf Tage später stand lakonisch auf einer Postkarte: diesmal werden es aber wenigstens acht Tage sein. Ich freue mich auf unser Wiedersehen —

Da glaubte ich zuversichtlich: ja, er kommt! Und wenn es nun auch bloß für eine Woche sein wird — aber — er kommt!!

Der vorletzte Tag Deines Eintreffens brach an. Zum Briefträger brauchte ich nicht mehr zu sehen. Du kamst ja selbst, oh!

Es klingelte an der Haustür. Nanu, zweimal? Für mich?

Ich sauste die Treppe hinunter. Da lag auf dem Boden des kühlen, gekachelten Flurs, unter der Tür durchgeschoben, ein blauer Briefumschlag. (Ich wußte, er war von Dir, Du nimmst immer blaue Geschäftsumschläge —). Warum zitterten mir plötzlich so albern die Hände, als ich ihn aufnehmen wollte? Noch sträubte sich in mir der Gedanke, die Ahnung anzuerkennen.

Ich las: . . . wann ich nach H. kommen werde, ist noch nicht zu überblicken . . .

Nicht zu überblicken, nicht zu überblicken, ging es immer wieder durch mein Hirn. Was konnte ich überhaupt noch überblicken? O Gott, verzeih' mir. Ich sehe ja ein: der Beruf geht vor. Ich seh' es ja ein . . . ich seh' es ja ein . . .

Aus technischen Gründen erscheint die 18. Folge von „Der letzte Mohikaner" erst im nächsten Heft.
Die Redaktion.

Fortsetzung von Seite 7

Wenn die Begum lächelt

Aga Khan. „Nur das ungewöhnliche Können des Professors hat sie vor dem Tode bewahrt."

Dieser Herbst des Jahres 1926 ist in Paris von verschwenderischer Schönheit. Noch in den ersten Novembertagen scheint die Sonne mit ungebrochener Kraft. Die Fenster in Theresas Krankenzimmer sind weit geöffnet. Auf einem Tisch neben dem Bett steht ein ungefüger Radioapparat. Theresa braucht nur den Kopf ein wenig zu wenden, um die Musik hören zu können, die aus den neben dem Kopfkissen liegenden Hörern dringt. Noch kennt man keine brauchbaren Lautsprecher . . .

„Goldene Dämmerung"

„Und womit können wir Maman eine besondere Freude machen?", erkundigt sich der fünfzehnjährige Ali während des Lunchs bei seinem Vater.

Der Prinz hat zwischen Suppe und Fischgang in geheimnisvollen Andeutungen davon gesprochen, daß er für die Begum eine große Überraschung plane.

„Paß mal auf, mein Junge", sagt er jetzt und tupft sich mit der Serviette die Lippen ab. „Ich habe da in London einen Geschäftsfreund. Der Name wird dir nicht viel sagen. Es ist Mr. Lucas. Der Mann ist für mich auch nur insofern interessant, als er mir einen Haufen Geld schuldet. Nun hat er sich in den letzten Monaten auf allerlei Spekulationen eingelassen und steht vor dem geschäftlichen Ruin . . ."

„Ja, Papa, und wie kommst du dann zu deinem Geld? Und was hat das alles mit der Überraschung für Maman zu tun?"

„Langsam, Ali, langsam! Sei nicht so ungeduldig! Hör' lieber zu! Mr. Lucas besitzt einen der schönsten Diamanten der Welt. Um aus seiner pekuniären Baisse herauszukommen, beabsichtigte er, den Stein versteigern zu lassen. Als ich davon erfuhr, habe ich ihm vorgeschlagen, mir den Diamanten als Abschlagszahlung auf seine Schulden zu überlassen. Es ist der ‚Golden Dawn', von dem du sicher schon oft gehört hast . . .".

„Golden Dawn", runzelt der junge Ali die Stirn. „Goldene Dämmerung? Aber Papa, das ist doch dieser schreckliche Stein, von dem alle Welt berichtet, daß er seinem Besitzer nichts als Unglück bringt!"

„Geschwätz!", ereifert sich Aga Khan. „Abergläubisches Geschwätz! Unglück bringt er nur dem, der daran glaubt, und dann irgendeine Dummheit begeht!"

Theresa schweigt . . .

Auf Zehenspitzen betreten Aga und Ali Khan an diesem Nachmittag das Krankenzimmer Theresas. Die Schwester hat den Finger an die Lippen gelegt und flüsternd erklärt:

„Ich glaube, Ihre Hoheit schläft!"

Ganz leise klingt aus den Kopfhörern des Radios die Melodie des „Valse triste" von Sibelius.

Der linke Arm der Begum liegt über der Steppdecke. Gelblich schimmert die mager gewordene Hand. Die bunten Gardinen an den Fenstern blähen sich leicht im Herbstwind. Aus dem Garten dringt das Lachen genesender Patienten herauf.

Aga Khan tritt an das Bett seiner Gemahlin heran. Er greift in die rechte Seitentasche seines grauen Sakkos. Vorsichtig öffnet er dann das smaragdgrüne Kästchen, auf dessen rosa Futter der „Golden Dawn" sein herrliches Feuer versprüht.

„Theresa, Liebste", sagt er mit gedämpfter Stimme, „schau doch einmal her, was wir dir mitgebracht haben."

Mit einer unendlich zarten Bewegung legt er das Juwel auf die Bettdecke.

Doch Theresa schweigt . . .

Der Prinz schaut seinen Sohn ratlos an. Schläft die Kranke so fest?

Noch einmal ruft er:

„Theresa!"

In den Augen Alis kriecht eine unbestimmte Angst hoch.

„Maman!"

Beschwörend füllt seine Stimme das Zimmer.

Noch immer schweigt Theresa . . .

Der Jüngling eilt zur Tür, reißt sie auf und winkt der wartenden Schwester.

Das Mädchen stutzt nach einem Blick auf das Antlitz der Kranken einen Sekundenbruchteil. Dann ergreift sie das Handgelenk Theresas. Die Finger suchen den Puls. Nichts!

„S'il vous plait, mon prince", wendet sie sich an Aga Khan, „gedulden Sie sich einen Augenblick . . .".

Wenige Minuten später ist sie mit dem Professor zurück.

KASSA

„. . . zwo Sperrsitze, . . . aber unbedingt nebeneinander, bitte . . .!!"

Der Arzt braucht für die Untersuchung nur kurze Zeit. Als er sich wieder aufrichtet, mischen sich in seinem Gesicht Ratlosigkeit und Bedauern.

„Ich stehe vor einem Rätsel, Hoheit", stottert er. „Wahrscheinlich ein Gehirnschlag. Ich versichere Sie meiner aufrichtigsten Teilnahme!"

Aga Khan hat den Diamanten „Goldene Dämmerung" einer Toten aufs Bett gelegt. Im Alter von noch nicht vierzig Jahren ist die Begum Theresa Aga Khan, geborene Magliano, am 2. Dezember 1926 aus dieser Welt gegangen . . .

In der Moschee von Paris wird mit allem orientalischen Prunk nach zwei Tagen die Trauerfeier für die Begum zelebriert. Ein Sonderzug bringt den Sarg mit den sterblichen Überresten Theresas nach Monaco. Neben ihrem ersten Sohn Sadruddin findet die ehemalige Ballerina der Mailänder Scala ihre letzte Ruhestätte. Die Verehrer der Bildhauerin Hasha aber warten vergeblich auf neue Schöpfungen aus den Händen der ihnen nie persönlich bekanntgewordenen Künstlerin . . .

*

Träumend steht Andrée Carron hinter der Glastüre ihres Hut- und Modegeschäftes am Boulevard Haußmann in Paris. In verschnörkelter Goldschrift verkündet ein Schild im Schaufenster, daß dieser Laden den „Carron soeurs" gehört.

Die Firma erfreut sich des regen Zuspruchs vermögender Damen und verzeichnet einen guten Umsatz. Doch Andrée scheint an diesem Frühlingstag des Jahres 1929 nicht sonderlich zufrieden.

Unwillig wendet sie sich um, als ihre Schwester Marcelle wieder von ihrem Bräutigam zu schwärmen beginnt.

„Wenn René die Assistenzzeit bei seinem Advokaten beendet hat, wird er selbst eine Kanzlei aufmachen", triumphiert Marcelle. „Und dann werden wir heiraten, werden eine hübsche kleine Wohnung haben und sehr, sehr glücklich sein!"

Andrées große Sehnsucht

„Phhh!", faucht Andrée und verzieht den schönen Mund zu einem verächtlichen Lächeln. „Euer bürgerliches Glück lockt mich nicht! Da ist mir der junge Graziani schon lieber, der regelmäßig mit seiner Musterkollektion in Seidenbändern und Paradiesvogelfedern bei uns auftaucht. Der Bursche trägt den Marschallstab im Tornister. Das darfst du mir glauben! Viel zu schade ist er für einen Reisenden. Finanzgeschäfte müßte er machen, wo er doch in Börsendingen so beschlagen ist. Dann könnten wir vielleicht", Andrées große braune Augen schauen verloren in die Ferne, „auch ein Paar werden. Mit zwei Telefonaten Paris—Tanger und Paris—Amsterdam eine Menge Geld zu verdienen, das wäre ein Geschäft! Da liegt etwas Kesses und Gefährliches drin. Viel prickelnder und interessanter, als hier hinter dem Ladentisch das Geplärr geschwätziger Damen anzuhören und sich von ihren Liebhabergeschichten anöden zu lassen!"

„Aber Andrée", Marcelle ist ganz fassungslos über die Phantasien ihrer Schwester, „was würde Papa wohl dazu sagen?"

„Papa!", winkt Andrée geringschätzig ab. „Der denkt doch nur in den engen Grenzen seines kleinen Hotels. Wenn er mal eine gute Sommersaison gehabt hat und einen Batzen Geld in die Filiale von Crédit Lyonnais in Aix-les-Bains bringen kann, ist er restlos glücklich."



Erfinder-Schicksal. „. . . ich hab's ja geahnt, daß dir deine verrückten Ideen noch mal zu Kopf steigen!!"

Als Andrée zwei Monate später zum Sommerurlaub nach Aix-les-Bains fährt, hat sie sich inzwischen mit dem flotten jungen Graziani verlobt. Sie ahnt nicht, daß der Sommer 1929 ihr die Erfüllung ihrer Märchenträume bringen wird . . .

Die Bonbons von Chambéry

In der Arkadenstraße von Chambéry trifft sich an Sommervormittagen die große Welt. Die reizvolle kleine Hauptstadt von Savoyen birgt unter ihren Arkaden eine Menge Schokoladengeschäfte, die sich gegenseitig wütend Konkurrenz machen. Die Bonbons und Pralinen von Chambéry sind auf dem ganzen Erdball gefragt.

Andrée wird nicht von angeborenem Familiensinn nach Aix-les-Bains gelockt. Sie wohnt zwar im Hotel der Eltern. Vielmehr aber als das Zusammensein mit Vater und Mutter reizt sie der Sommerbetrieb des Kurortes. Am Ufer des Lac de Bourget treffen sich indische Nabobs mit amerikanischen Finanziers, steinreiche Fürsten mit der politischen Prominenz.

Sollte unter all diesen anziehenden Persönlichkeiten nicht auch eines Tages der Mann meiner Träume auftauchen?, fragt sich Andrée immer wieder. Keinen Gedanken verschwendet sie an ihren Verlobten, der im unerträglich heißen Paris von Laden zu Laden läuft.

Gegen neun Uhr vormittags nimmt die Modistin vom Boulevard Haußmann den Omnibus nach dem 12 km entfernten Chambéry. Dort hilft sie einer Tante beim Verkauf von Süßigkeiten. Der Andrang der Fremden ist groß. Sie tätigen umfangreiche Einkäufe und senden die süßen Grüße aus der savoyischen Gebirgsstadt an ihre Bekannten in aller Herren Länder.

An diesem Morgen hat Andrée besonders viel mit der appetitlichen Verpakkung der Bonbonschachteln und Pralinenbehälter zu tun. Emsig pusselt sie an den Goldfädchen herum. Plötzlich hebt sie den Kopf und schaut durch das große Schaufenster auf die Straße.

Draußen steht ein korpulenter, vornehmer Herr in einem weißgestreiften grauen Sommeranzug. Andrée hat das Gefühl, daß er sie schon eine ganze Weile beobachtet. Das gefällt ihr gar nicht. Sie liebt es nicht, von Leuten angestarrt zu werden, die sie nicht kennt. Ein wenig verärgert beugt sie sich wieder über ihre Paketchen und arbeitet eifriger noch als vorher.

Eine Wagenladung Pralinen

Der elegante Dicke winkt einem späten Mädchen, das zwei Schritte neben ihm steht. Der devoten Haltung nach muß es sich um einen dienstbaren Geist handeln.

Mit einem schnellen Blick stellt Andrée beim Schellen der Ladenklingel fest, daß der ihr so unangenehme Zaungast das Geschäft betreten hat. Sie beschließt, keinerlei Kenntnis von ihm zu nehmen.

Der stumme Bewunderer wendet sich an die zweite Verkäuferin. Sie ist ein reizender Käfer mit einer bis auf die Schultern fallenden blonden Haarmähne. Aga Khan, denn er ist der vornehme Fremde, gibt eine umfangreiche Bestellung auf. Immer wieder versucht er, einen Blick von Andrée zu erhaschen. Lange vergeblich. Die Hotelierstochter aus Aix-les-Bains knüppert an ihren Goldfäden, als ob es für sie nichts Wichtigeres auf der Welt gäbe.

Schließlich aber siegt die Neugierde doch über ihre Abneigung. Als sie den Kopf hebt, begegnen ihre Augen denen des Fremden, der sie mit unverhohlener Bewunderung mustert.

Der Einkauf des Prinzen muß, nach dem Kassenzettel der Verkäuferin zu schließen, den Umfang einer ganzen Wagenladung erreicht haben. Aber Aga Khan ist ein viel zu erfahrener Frauenkenner, um nicht zu wissen, daß eine Festung wie Andrée nicht im ersten Anlauf zu erobern ist.

Wie sehr ihn das kastanienbraune Geschöpf verwirrt hat, zeigt sich noch über ein Jahrzehnt später, als er einer guten Freundin berichtet, er habe Andrée in Grenoble kennengelernt. Seine Gedanken laufen jedesmal bei der Erinnerung an diese erste Begegnung so durcheinander, daß er Chambéry mit Grenoble oder Aix-les-Bains verwechselt.

Von der Stunde des ersten Blicktauschs an wird Aga Khan Stammkäufer im Schokoladengeschäft von Andrées Tante. An Hunderte von Freunden in aller Welt läßt er Bonbonieren schicken. Immer wieder versucht er, Andrée durch die Adressenangabe berühmter und mächtiger Männer zu imponieren.

Seine bebrillte Sekretärin, die ihn stets bei seinen Einkäufen begleitet, rümpft schon die Nase.

„Der Alte hat eine neue Masche", berichtet sie dem Chauffeur. „Er steigt jetzt einer Schokoladenverkäuferin nach."

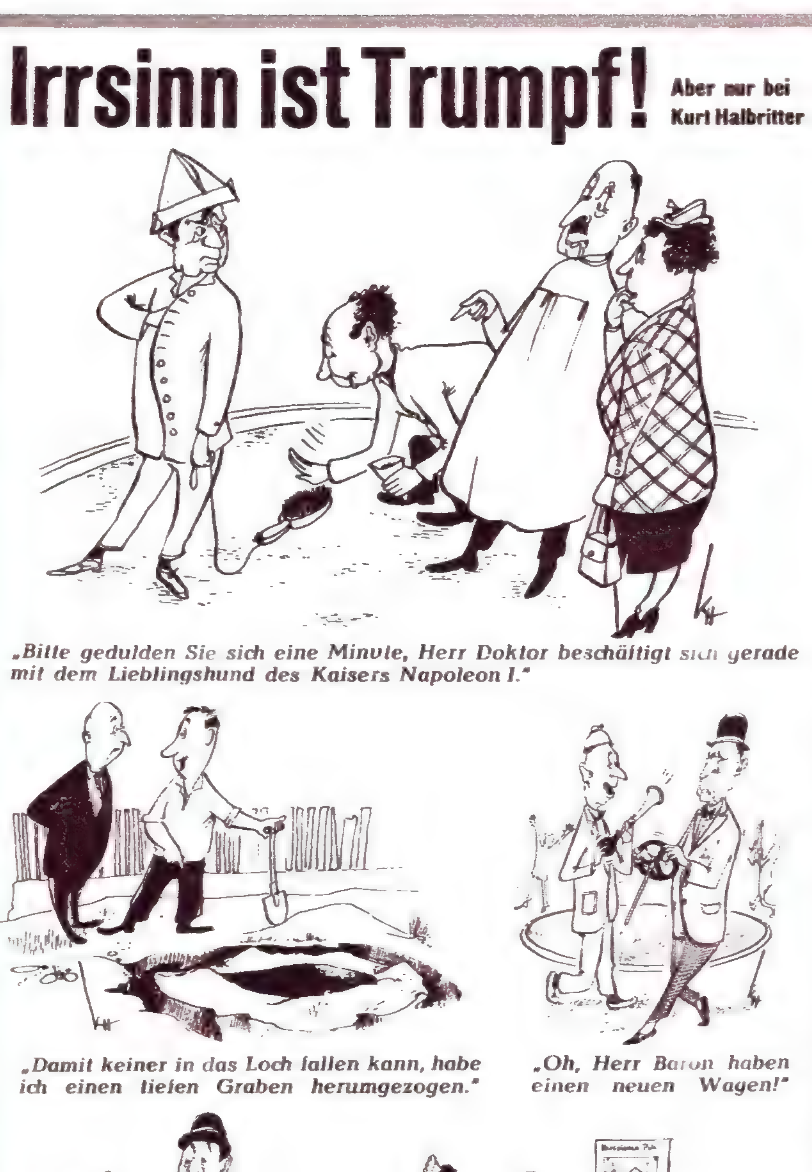
In der Halle des Hotels „Splendid" in Aix-les-Bains und in dem erdbeerrot tapezierten Spielkasino wartet man in diesen Tagen vergeblich auf Aga Khan. Bonbons lutschend und Pralinen kauend stapft der Prinz unter den Arkaden von Chambéry dahin. Und jede Stunde einmal betritt er den Laden, in dem Andrée arbeitet. Er scheint der Sünde der Nascherei verfallen zu sein.

Das Getändel zwischen Andrée und Aga Khan läuft ergebnislos länger als eine Woche. Dann entschließt sich der Prinz zum Frontalangriff.

„Teufel noch mal", murrt er, „ich werde mir von einer kleinen Verkäuferin doch nicht das Herz abkaufen lassen!"

(Fortsetzung folgt)

Irrsinn ist Trumpf! Aber nur bei Kurt Halbritter

„Bitte gedulden Sie sich eine Minute, Herr Doktor beschäftigt sich gerade mit dem Lieblingshund des Kaisers Napoleon I."

„Damit keiner in das Loch fallen kann, habe ich einen tiefen Graben herumgezogen."

„Oh, Herr Baron haben einen neuen Wagen!"

„Haben Sie auch manchmal das Gefühl, Sie hätten was vergessen, und dabei ist gar nichts?"

„Der Patient ist soeben verstorben. Bitte, Schwester, bringen Sie es der Frau schonend bei."

„Wer spricht denn hier von Irrenanstalt? Kleines Gesellschaftsspiel."

„Komm' 'rauf, Charly, hier oben ist es geradezu idyllisch!"

Die spannendste Geschichte

Von Ihrer erdgeschichtlichen Artikelserie bin ich jede Woche aufs neue begeistert. Es ist tatsächlich so, daß ich ab Wochenende die Tage zähle, bis ich mir die neue DJ holen kann. Die Paläontologie ist seit meiner Jugend mein Steckenpferd. Ich muß jedoch sagen, die Lebensbilder aus der Entwicklungsgeschichte der Tierwelt in den beiden letzten Heften sind das Beste, was ich bis jetzt auf diesem Gebiet sah. Da hat man den Eindruck, so und nicht anders haben diese Tiere ausgesehen und gelebt. Solche Bilder und solch wissenschaftlich einwandfreie und dabei so fesselnd geschriebene Berichte, das ist etwas Einmaliges für eine Illustrierte.
Es drängt mich, Ihnen dies mitzuteilen und Ihnen meinen Dank auszusprechen für die Freude, die Sie mir und sicher vielen anderen Lesern damit jede Woche aufs neue bringen. Es bleibt mir dabei nur noch zu wünschen übrig, Sie würden nach Abschluß der Serie diese, zusammen mit den hervorragend schönen Illustrationen, als Sonderheft herausbringen, womit deren Wert erst voll und ganz zur Geltung käme.

Werner Schütte, Lüchow, Hannover

Kaiserin Soraja

Als mir vor knapp einem halben Jahr erstmalig Ihre Zeitschrift vorgelegt wurde, da dachte ich mir, daß es sich um eine aus der Reihe vieler handeln würde, die täglich dem Leser auf den Tisch gelegt werden. Aber schon bei der ersten Nummer wurde ich eines Besseren belehrt: Ich sah, daß sich Ihre Wochenzeitung im Gegensatz zu fast allen anderen Druckerzeugnissen dieser Art in einer einmalig fesselnden, niemals schreienden Art bemüht, dem Leser das Interessanteste, das Neueste, das Schönste zu bieten.
Gleich in der ersten Nummer Ihrer Zeitung fand ich die Artikelserie über die Kaiserin Soraja. Ich muß gestehen, daß mich selten ein Artikel so begeistert, so mitgerissen hat wie dieser. Und eben aus dieser ehrlichen Begeisterung heraus habe ich eines Ihrer Photos, die die Kaiserin darstellen, reproduziert, habe sie



mit einem Begleitschreiben, in dem die Bitte um persönliche Signierung stand, an die Kaiserin geschickt und habe, ich gebe es zu, mit einem bang-erwartungsvollen Gefühl täglich dem Briefträger entgegengeblickt. In überraschend kurzer Zeit — knapp zehn Tagen — war die Zeichnung mit einem netten Begleitschreiben des Grand-Maitre wieder in meinen Händen und — was natürlich das wichtigste war — eigenhändig unterschrieben. Ich glaube, Sie werden ohne weiteren Beweis mir die Versicherung glauben, daß ich in meinem Leben schon mit einer Reihe berühmtester Persönlichkeiten in Briefverbindung, ja in persönlichem Kontakt gestanden habe, aber nie hat mich ein Schreiben mehr gefreut wie dieses.
Da ich der Überzeugung bin, daß Sie, als der Arrangeur dieser einmaligen Artikelserie, an diesem reizenden Erlebnisbildchen, das die Kaiserin Soraja erneut von einer menschenfreundlichen, netten Seite zeigt, Interesse haben, habe ich meine, von mir ausgeführte Zeichnung photographieren, das Begleitschreiben



Monsieur

En réponse à votre pétition ... le portrait que vous avez fait de Sa Majesté Impériale l'Impératrice Soraya Pahlavi, j'ai le plaisir

mit dem oberen Teil des Briefumschlages photokopieren lassen und sende beides in der Anlage in der Hoffnung, daß Sie diesen Beitrag gewissermaßen als Nachtrag zu Ihrer Artikelserie verwenden können.

Baron Kurt de Strohmer, Hellabrunn

Die Krone

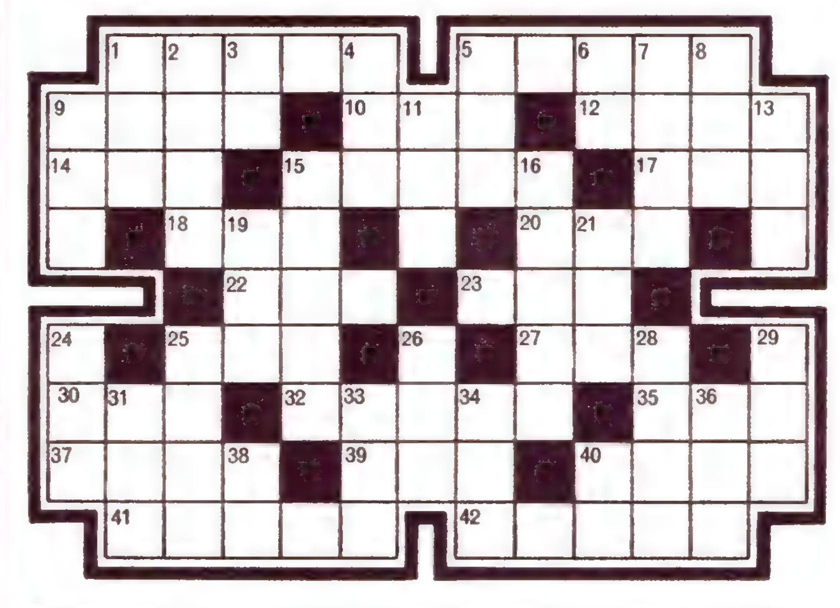
Habe alle deutschen illustrierten Zeitschriften gelesen; aber immer muß ich feststellen, daß Du für mich und viele Bekannte die beste und unterhaltsamste bist. Deine Artikel von Eva Peron, Kaiserin Soraja und über Prinzessin Narriman fesseln immer aufs neue. Wie schön die Verbindung von Land zu Land. Jedesmal freuen wir uns alle auf den Dienstag und Dein Erscheinen. Nimm es hin von einer treuen Leserin: Du bist die Krone von allen.

Maria Dohnen, Spich b. Troisdorf

Kein wirkliches Bild

Als regelmäßige Leserin der „Deutschen Jllustrierten" sah ich in Heft 11 die Aufnahme der kürzlich nach Berlin geflüchteten Hundefamilie der Pudel und Afghanen. Ich selbst flüchtete mit meiner Hundefamilie, es waren Bedlington Terrier und Afghanen, bereits 1948 nach Westberlin und Anfang 1949 nach dem Westen. Da uns die Kugeln der tapferen Vopos dabei um die Ohren pfiffen, könnten wir wohl auch von einer abenteuerlichen Flucht berichten. Leider wurden und werden wir „Damaligen" mit mehr als gemischten Gefühlen in Berlin und dem Westen geduldet. Es ist zu begrüßen, daß sich Berlin und die Welt nun endlich eines Besseren besonnen haben, obwohl sich weder der deutsche Westen noch die Welt ein wirkliches Bild von dem Elend und der inneren Not der Ostzone machen können.

Elisabeth Kneschke, Hildesheim



WAAGERECHT: 1. reißend, schnell (lat.), 5. Tonstück, 9. weibl. Vorname, 10. Eule, 12. englische Maßeinheit, 14. Behördenstelle, 15. Trennzeichen über Selbstlaut, 17. weibl. Vorname, 18. Europäer, 20. Lotterieschein, 22. Fluß in Bayern, 23. Stadt an der Donau, 25. Strom in Zentralrußland, 27. Fisch, 30. Adler, 32. männl. Vorname, 35. germanische Gottheit, 37. Farbe, 39. Schweizer Kanton, 40. Predigtschluß, 41. norditalienische Stadt, 42. Stadt in Frankreich.

SENKRECHT: 1. Europäische Hauptstadt, 2. gegen (griechisch), 3. griechischer Buchstabe, 4. Tonart, 5. Getränk, 6. griechischer Buchstabe, 7. 2 Augen im Würfelspiel, 8. Platz, Dorf, 9. Handlung, 11. getrocknete Futterpflanzen, 13. Moll-Tonstufe, 15. Heuboden, 16. mohammedanischer Gott 19. Hauptstadt Brasiliens (abgek.), 21. Verwandte (Kurzform), 24. Zeiteinteilung, 25. rechter Nebenfluß der Donau, 26. engl. Anrede für „Herr", 28. amerikanisches Schafkamel, 29. Kurzbezeichnung für Renntier, 31. Artikel, Sorte, 33. Ansturm auf Bankkasse, 34. Tonstufe, 36. japanische Münze, 38. Auerochs, 40. außer Dienst (abgek.).

Silbenrätsel: Aus den Silben: a — be — ben — berg — de — de — do — ed — en — ern — fre — ga — ge — gel — go — her — i — in — ing — krut — lan — li — lin — me — mi — mund — na — no — no — o — phe — re — rer — see — sie — stinkt — stirn — tau — te — te — ter — ter — un — wer — wi — ze — sind 16 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von Plutarch nennen.

1. ______ Griechische Göttin des Ackerbaus
2. ______ Gewürz
3. ______ männlicher Vorname
4. ______ Schweizer Abtei und Kurort
5. ______ Soldat in der ersten Ausbildungszeit
6. ______ Landesteil Jugoslawiens
7. ______ Frauengestalt bei Shakespeare
8. ______ Laubbaum
9. ______ Teil des Bodensees
10. ______ altägyptische Königin
11. ______ vornehm auftretender Liebhaber
12. ______ spanische Urbevölkerung
13. ______ Sterngruppe
14. ______ Gruppe der Ostalpen
15. ______ Legespiel
16. ______ Naturtrieb, Gefühl, Ahnung

AUFLÖSUNGEN DER RÄTSEL HEFT 16. Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Marine, 5. Smyrna, 9. Emu, 11. IRO, 12. neu, 14. Gotha, 15. See, 17. ultra, 19. Mieß, 21. Lotterien, 24. Kris, 26. Uri, 27. Isny, 29. Renate, 31. Platon, 33. Ing., 34. Arosa, 36. Oni, 37. eng, 38. Mac, 40. Tanker, 41. Banken. — Senkrecht: 1. Manuskript, 2. Reutlingen, 3. im, 4. Nugat, 6. Miami, 7. Rosenstock, 8. Abessinien, 10. Stoer, 13. el, 16. es, 18. rosa, 20. JEIA, 22. Tuer, 23. Rips, 25. Ren, 28. non, 30. Tage, 32. Lama, 35. Ob, 39. an. — **Silbenrätsel:** Sahara, Elritze, Lätare, Tadel, Naive, Eremit, Raffael, Barometer, Egerling, Stubbenkammer, Urne, Cadiz, Hasard, Vicomte, Ephesus, Real, Mufti, Eitelkeit = „Selt'ner Besuch vermehrt die Freundschaft".

In den Sternen steht's geschrieben!

27. APRIL – 3. MAI 1953



Wilhelm d. Erste
22. 3. 1797

WIDDER (21. März bis 20. April)

21. bis 31. März: Als eine glückliche Insel im Strom der Ereignisse ist diese Woche anzusehen. Sie läßt Sie die nötige Distanz zu allen Dingen haben. 1. bis 10. April: Ein eigentümlicher Schwebezustand, was Beruf und Liebe angeht, wird eine ganze Weile anhalten. 11. bis 20. April: Die Zähigkeit, mit der die Dinge augenblicklich vorangehen, soll Ihren Optimismus keineswegs beeinträchtigen.



Kath. II. v. Rußl.
2. 5. 1729

STIER (21. April bis 20. Mai)

21. bis 30. April: Am häuslichen Himmel wetterleuchtet es. Aber zu einem regelrechten Gewitter wird es gottlob nicht kommen. 1. bis 10. Mai: Die stille Freude am Dasein, eine gewisse souveräne Überlegenheit allem gegenüber, geben dieser Woche ihr besonderes Gepräge. 11. bis 20. Mai: Eine Neigung zum Spielen und Spekulieren sucht Sie heim. Doch wäre es besser, Sie zähmten sich.



Rob. Schumann
8. 6. 1810

ZWILLINGE (21. Mai bis 21. Juni)

21. bis 31. Mai: Von Tag zu Tag eilen diese Woche die unbeschwerten Stunden. Einer glücklichen Zeit entgegen. 1. bis 10. Juni: Auch Sie werden den Einfluß der guten Venus- und Merkur-Aspekte wahrnehmen, die Ihnen das Leben, nicht nur im Augenblick, so angenehm machen. 11. bis 21. Juni: Das Leben erscheint Ihnen lebenswerter. Und Sie bringen um so mehr Sinn für seine Schönheit auf, als Ihnen beinahe auf Anhieb alles gelingt.



Gustav Freytag
13. 7. 1816

KREBS (22. Juni bis 22. Juli)

22. Juni bis 2. Juli: Diese Woche ist wie eine Oase, von der sich sagen läßt: „Hier ist es schön, hier laßt uns bleiben." 3. bis 13. Juli: Die Finger bitte von allen exponierten und exponierenden Dingen. Und zwar konsequent. Mehr wäre nicht zu sagen. 14. bis 22. Juli: Sie dürfen es sich im Moment nicht leicht machen. Leider.



G. v. Berlichingen
23. 7. 1562

LÖWE (23. Juli bis 23. August)

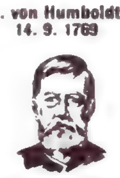
23. Juli bis 2. August: Ihre innere Unsicherheit ist sozusagen nur eine, und zwar schnell vorübergehende, Laune eines Sonnen-Aspektes. 3. bis 13. August: Sie werden alles in Ihren Bann ziehen. Die Venus persönlich umgibt Sie mit dem Mantel des Erfolges und Merkur verspricht geschäftlichen Erfolg. 14. bis 23. August: Die Rolle des Passiven ist Ihnen zwar nicht auf den Leib geschrieben. Aber Sie müssen sie spielen!



A. von Humboldt
14. 9. 1769

JUNGFRAU (24. August bis 23. September)

24. August bis 2. Sept.: Ungetrübte Freude im Heim, das Ihnen augenblicklich die Welt bedeutet. 3. bis 13. Sept.: Uranus huldigt Ihnen auf seine Weise. Kleine Geschenke! Kleine Überraschungen! Große Freuden! 14. bis 23. Sept.: Jupiter, der Bote des großen Glücks, hat einen Sack Überraschungen eigens für Sie bereit.



Arnold Böcklin
16. 10. 1827

WAAGE (24. September bis 23. Oktober)

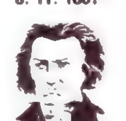
24. Sept. bis 3. Okt.: Sie tut Ihnen gut, diese ruhige Woche. Bald wird es wieder stürmisch werden und Sie brauchen die Kräfte, die Sie jetzt sammeln können. 4. bis 13. Okt.: In der Liebe keine Abschweifungen bitte und im Beruf klarsichtige Entscheidungen. 14. bis 23. Okt.: Übertriebene Phantasterei kann nur hemmend sein. Bleiben Sie bitte mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit.



Karl Baedeker
8. 11. 1801

SKORPION (24. Oktober bis 22. November)

24. Okt. bis 2. Nov.: Sie können sich augenblicklich nicht recht einig werden mit sich selbst. Daher gewisse Spannungen in der häuslichen Atmosphäre. 3. bis 12. Nov.: Ihre Aufgaben sind jetzt klar umrissen und haben alle Aussicht auf Erfolg. 13. bis 22. Nov.: Es laufen im Moment tausend Fäden bei Ihnen zusammen. Sie wollen alle wohlüberlegt aufeinander abgestimmt sein.



L. van Beethoven
16. 12. 1770

SCHÜTZE (23. November bis 21. Dezember)

23. Nov. bis 2. Dez.: Diese Tage lassen Ihrer Unternehmungslust wenig Raum. 3. bis 12. Dez.: Sie haben augenblicklich mehrere Eisen im Feuer. Beruflich gesehen sehr günstig. Was die Liebe angeht — na, da müssen Sie selbst wissen, was Sie zu tun haben. 13. bis 21. Dez.: Jetzt ist für Abmachungen und Verträge auf lange Sicht keine ungünstige Zeit.



Franz Grillparzer
15. 1. 1791

STEINBOCK (22. Dezember bis 20. Januar)

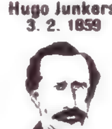
22. bis 31. Dez.: Sie sitzen augenblicklich, fast möchte man sagen „am Fließband der Ereignisse" und haben nachgerade zu tun, um mit allem fertig zu werden. 1. bis 10. Jan.: Im Moment dürften Sie Ideelles und Materielles nicht ungestraft durcheinanderbringen. 11. bis 20. Jan.: Diese Woche steht Ihren persönlichsten Wünschen keineswegs abweisend gegenüber.



Hugo Junkers
3. 2. 1859

WASSERMANN (21. Januar bis 20. Februar)

21 bis 31. Jan.: Lassen Sie sich im Moment nicht von weltmännischem Getue und zuviel Firnis imponieren. Man möchte Sie gerne ausnützen, das ist alles. 1. bis 10. Febr.: Sie verstehen es augenblicklich, das Leben zwischen Arbeit und Genuß klug zu trennen und ihm dadurch einen ganz besonderen Reiz abzugewinnen. 11. bis 20. Febr.: Die Ereignisse sind plötzlich da, wie Stromschnellen, und mit einiger Geschicklichkeit auch ebenso rasch überwunden.



Gustav Nachtigal
23. 2. 1834

FISCHE (21. Februar bis 20. März)

20. bis 28. Febr.: Eine gute Sonnenbestrahlung. Inwendig und auch von außen her. 1. bis 10. März: Es wäre schade, wenn Sie sich augenblicklich nicht aufs Genießen verstünden. Alle Voraussetzungen dafür wären nämlich gegeben. 11. bis 20. März: Sie sollten im Moment ruhig einen gesunden Egoismus an den Tag legen.

Die „Deutsche Jllustrierte" erscheint wöchentlich im Verlag der Jllustrierten Presse GmbH., Stuttgart W, Forststraße 131, Telefon: 680 58, 680 59 u. 672 15. Postschließfach 688. Telegramm-Adresse: Jllupress. Herausgeber: L. Gentner, Verlagsleiter: Dr. Rolf Kummer.

Chefredakteur: Dr. Klaus Bloemer
Stellvertr. Chefredakteur: Oscar Saile
Chefkorrespondent: Karl Klaus Krebs
Bonner Korrespondent: Hellmut Prinz
Hamburger Korrespondent: Helmut Bibow

Verantwortliche Redakteure: *Klaus-Jürgen Frank; Friedrich C. Piepenburg; Joachim Schilling.*
Herstellung: Walter Remus.

Anzeigen: Walter Schwarz, z. Zt. gilt Anzeigenpreisliste Nr. 10. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Karl Kammel, Wien III., Henslerstraße 3. — Bezugspreis monatlich DM 2.00 zuzüglich Zustellgebühr von 9 Pf. — Verkaufspreis: in Italien 100 Lire, in Österreich 3.50 Schilling, in der Schweiz —.60 Fr., in Schweden 70 Öre. — Bei Störungen infolge höherer Gewalt sind Ersatzansprüche ausgeschlossen. Unverlangte Manuskripte nur zurück, wenn Porto beiliegt. — Rotationskupfertiefdruck Belserdruck Stuttgart W, Augustenstr. 13/15. — Das Führen der Zeitschrift in Lesezirkeln ist nur mit jederzeit widerruflicher Genehmigung des Verlages zulässig. Mit Namen gezeichnete Berichte stellen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion dar.

Schau in Deine

Komplizierter als ein Fotoapparat – Über 50 Prozent aller Menschen haben



Normales Sehvermögen: *Nahe und weitentfernte Gegenstände können ohne Anstrengung scharf gesehen werden. Der Brennpunkt des Auges liegt genau auf der Netzhaut.*

Kurzsichtigkeit *zeigt sich dadurch, daß weiter entfernte Gegenstände verschwimmen. Sie ist der häufigste Sehfehler, der so stark sein kann, daß die Augen nur nahe Gegenstände scharf sehen.*

Ergibt eine Sehprüfung:	dann befinden sich Ihre Augen in folgendem Zustand:	Sie sollten eine Brille mit folgenden Gläsern tragen:	Ratschläge zur allgemeinen Augenpflege:
Kurzsichtigkeit (Myopie)	Einfallende Strahlen schneiden sich vor der Netzhaut.	Konkav- oder Minusgläser. Sie sind in der Mitte dünner als am Rand.	❶ Regelmäßige Augenuntersuchung auch bei Kindern. ❷ Tragen Sie nur die für Sie bestimmte Sehhilfe.
Übersichtigkeit (Hypermetropie)	Ins Auge eintretende Lichtstrahlen würden sich erst hinter der Netzhaut schneiden. Anstrengung der Augenlinse (Akkomodation) kann in geringem Maße ausgleichen.	Konvex- oder Plusgläser. Sie sind in der Mitte dicker als am Rand.	❸ Zweckmäßige und ausreichende Beleuchtung des Arbeitsplatzes.
Weit- oder Alterssichtigkeit (Presbyopie)	Die Augenlinse verliert allmählich ihre Elastizität und Anpassungsfähigkeit. Das Auge kann sich auf kurze Entfernung nicht mehr „scharf einstellen".	Konvex- oder Plusgläser bei normalen Augen für die Nähe. Vorteilhaft Bifokal- oder Zweistärkengläser. Sie ermöglichen ohne Brillenwechsel Fern- und Nahsehen.	❹ Vorsicht bei zu starker Lichteinwirkung, eventuell Schutzglas. ❺ Gerade Körperhaltung beim Lesen und bei Naharbeiten.
Hornhautverkrümmung (Astigmatismus)	Die Lichtstrahlen werden nicht zu einem Punkte vereinigt. Es entstehen sogenannte Brennlinien an Stelle eines Brennpunktes.	Cylindrische (astigmatische) Gläser. Sie gleichen durch besondere Schleifart die Hornhautkrümmung aus.	❻ Halten Sie ein Buch stets in etwa 35 bis 45 cm Abstand.
Doppelsehen oder Schielen (Strabismus)	Durch die Störung des Zusammenspieles der Augenmuskeln können die Bilder der beiden Augen nicht mehr „verschmolzen werden". Entweder führt das zum Doppelsehen oder ein Auge wird vom Sehen ausgeschaltet.	Prismatisch geschliffene Gläser, meist mit konvexer, konkaver oder astigmatischer Wirkung kombiniert. Bei Kindern wird häufig das gute Auge durch ein Mattglas oder eine Schielkapsel abgedeckt, um das schwächere zu ertüchtigen.	❼ Ruhen Sie nach einer halben Stunde Lesen kurz Ihre Augen durch Sehen in die Ferne aus. ❽ Schonen Sie Ihre Augen besonders nach einer Krankheit.

Augen!

Sehfehler - Erkenne Dich selbst!



Weit- oder Alterssichtigkeit: *Die dem Auge wenig entfernten Gegenstände sind unscharf. Je weiter die Objekte entfernt sind, um so schärfer umrissen erscheinen sie.*



Hornhautverkrümmung: *Das Auge ist nicht mehr in der Lage, die empfangenen Strahlen zu einem Punkte zu vereinigen. Das Bild wird so in Nähe und in Ferne unscharf.*

Zwei Augen für Dein ganzes Leben

Feiner als das feinste optische Meßgerät, komplizierter als der raffinierteste Fotoapparat, vielfältiger als die beste Filmkamera, und dennoch göttlich einfach: das sind unsere Augen. Tagaus, tagein vermitteln sie uns das Bild unserer Welt. Sechzehn Stunden am Tage, mitunter noch mehr, sind sie in Tätigkeit. Was tun wir, um diese Gewaltleistung zu unterstützen?

Während die meisten anderen Organe bei Überbeanspruchung Warnschüsse abgeben, lassen sich unsere Augen lange Zeit eine zu starke Belastung gefallen. Leider wird oft erst im Vergleich mit den Sehleistungen anderer Menschen erkannt, daß die eigene geringer ist. Die Nummernschilder der Straßenbahnen werden erst bei geringer Entfernung wahrgenommen, die Preisschilder in den Schaufenstern erscheinen verschwommen, Bekannte beschweren sich, daß sie nicht gegrüßt wurden. W a r u m?

Unsere Augen werden durch tausend und aber tausend optische Eindrücke, Kino, Zeitschriften, rasende Autos, Eisenbahnen usw. überbeansprucht und können nur dieser Aufgabe gerecht werden, wenn sie voll leistungsfähig sind.

Betriebs- und andere Reihenuntersuchungen haben gezeigt, daß über die Hälfte aller Menschen Sehschwierigkeiten und Sehfehler haben. Volle Leistungsfähigkeit kann aber nur erreicht werden, wenn unsere Helfer, die Augen, auskorrigiert sind.

Natürlich gibt es viele Arten von Sehfehlern — die hauptsächlichsten stellen wir unseren Lesern im Bild dar. Feststellen lassen sie sich nur durch Augenprüfung. Dank der modernen Augenoptik ist es bis auf verschwindend wenige Fälle möglich, diese Sehfehler zu korrigieren. Unsere beiden Augen werden uns dann treu helfen, allen Aufgaben des Lebens gerecht zu werden.



Doppelsehen: *Durch Störung des Zusammenspieles der Muskeln beider Augen entstehen statt des verschmolzenen Einfachbildes zwei sich nicht deckende Einzelbilder. Fotos: Gundlach*

Fischer der Lüfte

WIE EIN SCHWERES FLUGBOOT *senkt sich das Braune Pelikanweibchen auf das aus Zweigen und Wurzelwerk aufgebaute Nest, in dem die drei nackten, unbeholfenen Jungen schon schreiend auf Atzung warten. Wie alle seiner Art ist der Braune Pelikan, der vor allem an der Pazifikküste Mittelamerikas vorkommt, ein schneller und gewandter Flieger. Trotz des recht plumpen Körperbaus erreicht er etwa 40 Stundenkilometer Geschwindigkeit. Die kurzen, stämmigen Füße mit den langen Krallen und großen Schwimmhäuten machen ihn darüber hinaus zu einem flinken Ruderer und Kletterer. Doch im Gegensatz zu seinen afrikanischen und südeuropäischen Verwandten fischt er aus der Luft, indem er sich im Sturzflug auf seine Beute fallen läßt. Die Pelikane der alten Welt begnügen sich mit der einfacheren Methode: in großen Scharen treiben sie rudernd die Fische in seichtes Gewässer, wo sie ihre Beute systematisch einkreisen und nach und nach restlos „verputzen“. Sie gehen daher nie alleine auf Nahrungssuche. Der Braune Pelikan ist Einzelgänger.*



ELTERNSTOLZ *spricht aus der drolligen Miene des zurückgedrückten Kopfes, wenn Mama Pelikan sich flügelklatschend auf dem Nestrand niederläßt. Im weiten, sehr dehnbaren Schnabelsack, der aus feiner, blauer Haut gebildet wird, transportiert sie die nahrhafte, oft noch zappelnde Fischmahlzeit zu ihren Sprößlingen. Fotos: Walker, Maslowski/Bildpost*

Maskierte Herzen

Die Millionenerbin Marion Hudson, eine berühmte Schriftstellerin, hat sich auf der Reise in ihre Heimatstadt San Franzisko in den Schauspieler Richard Bahn verliebt, den sie Wochen vorher für die Hauptrolle in einem ihrer Theaterstücke ablehnte, weil er ihr in einer Liebhaberrolle unmöglich erschien. Einige Wochen später heiraten Marion und Richard. Auf der Hochzeitsparty erscheint auch Irene Nielsen, die mit Richard zusammenlebte, bevor er nach Frisko ging.



Als Richard vor Irene stand, wurde ihm plötzlich bewußt, daß er sie immer noch liebt. Er empfindet seine Ehe jetzt als Fessel: Die Liebe zu Marion schlägt in Haß um. Er besucht die Rechtsanwälte seiner Frau, um sich einen vorläufigen Kredit zu beschaffen, da er angeblich nicht von Marions Geld leben will.



Der Besuch im Anwaltsbüro hat ihm Gewißheit darüber gegeben, daß Irene noch immer mit einem der Rechtsanwälte, Rudolf Karney, zusammen ist. Richard trifft sich mit ihr und macht ihr Vorhaltungen. „Soll ich verhungern? Von dir bekomme ich doch kein Geld!" Richard verspricht, etwas zu finden, um ihr zu helfen.



Richard hat erfahren, daß Marion das gesamte Vermögen ihres verstorbenen Vaters für eine Stiftung verwenden will. Wütend überlegt er, wie das zu verhindern ist. Marion gegenüber findet er jedoch anerkennende Worte. Und gleich spricht Marion ihr Testament ins Diktaphon: Richard soll Alleinerbe sein.



Am nächsten Morgen — Richard wird erst am Abend zurückerwartet — geht Marion in ihr Arbeitszimmer und spielt sich das Testament noch einmal vor, um vielleicht noch kleine Änderungen anzubringen. „... als kleiner Dank an das Leben und das Glück, das ich an seiner Seite empfunden habe", hört sie sich sprechen.



Das waren ihre letzten Worte am gestrigen Abend. Doch die Platte läuft weiter. Marion hatte vergessen, das Diktaphon auszuschalten. Stimmen tönen aus dem Lautsprecher: Richard und Irene hatten sich am Abend in Marions Arbeitszimmer getroffen, ohne zu ahnen, daß das Diktaphon jeden ihrer Liebesschwüre aufnahm.



„Was ist los?" hört Marion ihren Mann fragen. „Rudolf hat mir etwas erzählt", antwortet Irene, „was du unbedingt wissen mußt: Deine Frau hat ein neues Testament gemacht. In drei Tagen soll's unterschrieben werden." „Warum so schnell?" „Weiß ich nicht. Wenn ich's richtig verstanden habe, sollst du 10 000 kriegen."



„Jährlich — bis du dich wiederverheiratest!" „Ist das alles?" „Ja. Und du hast dich für weiß Gott wie schlau gehalten! Nichts von ihr angenommen! Keine Geschenke, keine Wertsachen, nichts!" „Na, wenn diese Person ..." „Hör' zu! Sie darf nicht vor Montag unterschreiben. Warum, weiß ich auch nicht."



„Sag' mal, Richard: Wenn ihr was zustoßen würde bis dahin... Wem gehört dann das Geld?" „Mir, ihrem Mann natürlich!" „Also! Wir müssen uns einen hübschen, totsicheren Unfall für sie ausdenken ..." Marion hält sich die Ohren zu: Sie soll umgebracht werden. Sie stürzt verstört auf das Diktaphon zu...



... und will mit zitternden Fingern die Platte, ihr einziges Beweisstück, an sich nehmen. In ihrer Aufregung läßt sie die Schallplatte fallen. Fassungslos steht sie vor den Scherben. Sie kann keinen klaren Gedanken mehr fassen. Verstört rennt sie ins Schlafzimmer, läßt sich auf ihr Bett fallen und sinkt in wirre Angstträume.



Als Marion erwacht, ist Richard bereits wieder zu Hause. „Was ist los, Marion? Das Dienstmädchen sagt, sie hat dich den ganzen Tag nicht gesehen." Marion starrt ihn an: „Ich hab' mich sehr schlecht gefühlt. Nein, nichts Ernstes ..." „Soll ich dir eine Tablette holen, Liebling?" „Nein, nein! Bitte keine Tablette!"



„Aber, Marion, was hast du denn?" Richard ahnt nicht, daß Marion weiß, daß er sie in den nächsten drei Tagen umbringen will, und daß sie deshalb aus Furcht, Gift zu bekommen, die Schlaftabletten verweigert. „Entschuldige, Richard, ich bin nur überarbeitet. Ich schlafe bestimmt auch ohne Beruhigungsmittel ein!"



Marion hat eine schlaflose Nacht verbracht. Sie hat sich einen Plan zurechtgelegt, mit dem sie Richards Mordabsichten durchkreuzen zu können glaubt. Sie gibt sich völlig ahnungslos. „Guten Morgen, mein Lieber. Ich habe gut geschlafen!" „Es geht dir also besser?" „Viel besser. Ich muß mal richtig ausspannen!"

Fotos: RKO

Fortsetzung folgt

DEUTSCHE JLLUSTRIERTE

PREISAUSSCHREIBEN

FOLGE 38

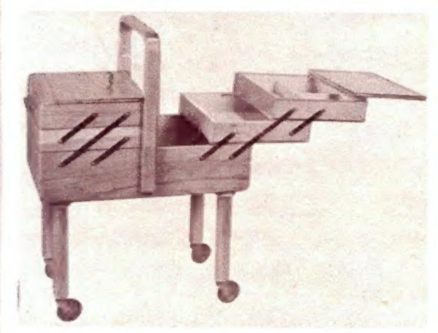
MÜLLENDORFF

Reise mit Susi - Rate mit Pitt!

Unsere Preisfrage: Von welchem Fahrzeug wird Pitt mitgenommen?

DIE SPIELREGELN — Jeder kann mitmachen: Pitt verfolgt Susis Häscher. Er wußte bereits, auf welchem Kamel sie entführt wurde — da hörte er Kugeln um seinen Kopf pfeifen und mußte in Deckung gehen. Inzwischen war die Karawane verschwunden. Pitt sieht sich jetzt einer Auto-Kavalkade gegenüber. Er erkennt sofort die Chance, mit einem der Fahrzeuge den Vorsprung, den die Entführer Susis haben, wieder einzuholen und bittet darum, mitfahren zu dürfen. Ihre Aufgabe: Sie sollen feststellen, welches Fahrzeug Pitt mitnimmt. Sobald Sie es wissen, notieren Sie das Planquadrat, in dem sich das Fahrzeug befindet (beispielsweise E 10 — Sie verbinden am besten die Striche in den Randlinien, damit Sie sich auf keinen Fall irren), auf einer Postkarte (keine Drucksache), überschreiben mit Susi, Folge 38, und vermerken, deutlich lesbar, Ihren Absender. Die Lösungen für Folge 38 sollten sofort, spätestens aber am 23. Mai 1953, bei uns sein: Deutsche Jllustrierte, Stuttgart, Postfach 688. Die Entscheidung des Preisgerichts, das sich aus Verlagsinhaberin, Verlagsleiter und Chefredakteur zusammensetzt, ist unanfechtbar. Das Los entscheidet über die Gewinner und ihre Reihenfolge. Auflösung und Gewinner dieser Preisfrage in Heft 23/1953 der Deutschen Jllustrierten.

1. PREIS: Ein Gritzner-Kayser-Herren- oder Damen-Sportrad Modell „Super 1953", mit marmoriertem Strahlenkopf, in den Farben mittelblau, meergrün oder weinrot, von der Firma Gritzner-Kayser AG., Karlsruhe-Durlach.



2. PREIS: Ein OPAL-Nähwagen Nr. 7508, Ausführung elfenbein-schwarz, der Firma Karl Oppenländer & Söhne, Waiblingen.

3. PREIS: 3 SZ-Mako-Popeline-Hemden von der Fa. G. Gäng, Wäschefabrik, Oberkirch (Baden).

Hatten Sie Glück?

A 5 lautet die Auflösung der 32. Folge unseres Preisausschreibens, Preisfrage: „Welches Tier soll Susi einfangen helfen?" (Nur der Tiger lebt nicht in Afrika!) Susi gratuliert den Gewinnern:

1. PREIS: Ein Gritzner-Herren-Sportrad Modell „Super 1953" mit marmoriertem Strahlenkopf, in den Farben metallblau, meergrün oder weinrot, von der Fa. Gritzner-Kayser AG., Karlsruhe-Durlach: Rüdiger **Lorenz**, Ludwigsburg, Arsenal-Kaserne Z. 110.

2. PREIS: Eine Schweizer-Herren-Armbanduhr, 17 Steine, mit einer Packung „MATE GOLD" von der Mate-Gold Compagnie, Hamburg: A. **Brinkmann**, Wilhelmshaven, Friedenstr. 19.

3. PREIS: 3 SZ-Mako-Popeline-Hemden von der Wäschefabrik G. Gäng, Oberkirch (Baden): Wilhm. **Mezger**, Tübingen-Derendingen, Birkenstraße 4.

Hoppla, jetzt wirds ernst!

Ich höre Motorenlärm

Wir sind die einzigen, die noch ein Reserverad haben

Da ist ja unser Freund Pitt!

Wenn Sie von einem Viertel des Erdumfanges, auf volle 1000 abgerundet, die Zahl unserer Wagenräder abziehen, den Rest durch die Zahl meiner Waffen teilen und die Höhe des Eiffelturms dazu zählen, dann haben Sie die Zahl, deren Ziffern, allerdings in anderer Reihenfolge auf dem Nummernschild des Fahrzeuges stehen, das Sie mitnehmen wird.

Nehmen Sie mich bitte mit

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

A B C D E F

Peter Voss